Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 3 (1880)

Artikel: Johann Caspar Schweizer und seine Gattin Anna Magdalena Hess : eine biographische Skizze von David Hess, 1822
Autor: Pestalozzi, F.O.
Kapitel: 2: Nach Paris
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984898

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II. Nach Paris.

Inzwischen starb, im Anfang des Jahres 1785, Schweizer's redlicher Oheim und hinterließ seinen Anverwandten die Früchte seines gewerbsamen Fleißes.

Unter diesen Erben befanden sich nebst anderen Neffen und Nichten, der wahnsinnige Jacques und dessen Bruder Caspar, welchen letztern der Oheim vorzüglich begünstigt und ihm seine ganze Handlung nebst einem dazu gehörigen bedeutenden Waarenvorrath zugesichert hatte. Diese Handlung zog Schweizer nun auch in seine Wohnung und verband sie mit derjenigen, welche bereits unter seinem Namen durch den wackern Buchhalter Diggelmann geführt worden war.

Schweizer hatte fünf Jahre früher das väterliche Erbe beider Brüder bezogen und dieses betrug an Kapitalien, welche nicht zu der Handlung gehörten, die Summe von 177,460 Gulden.

Der Antheil, welcher nunmehr aus dem Nachlaß seines Oheims hinzu kam, belief sich auf 126,600 Gulden, was zusammen 304,060 Gulden ausmachte, worüber Schweizer bei der völligen Geisteszerrüttung seines Bruders frei verfügte und das Ganze schon als wahres Eigenthum betrachtete. Daneben hatte er noch über 60,000 Gulden von seiner Gattin zu erwarten; die vereinten Handlungen seines Vaters und Oheims unter der Firma Johann Heinrich Schweizer, konnten füglich und ohne Uebertreibung ebenfalls als ein Kapitalfond von wenigstens 60,000 Gulden angesehen werden, und somit hätte Schweizer sich bald in dem Besitz einer Million französischer Franken befunden.

Mit einem solchen Vermögen wäre der hochherzige Schwärmer allerdings im Stande gewesen, zunächst durch sich allein und dann auch als Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft viel Gutes zu thun, daneben eine glänzende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen und sich und seiner Gattin die edelsten Lebensgenüsse zu verschaffen. Aber seine

erhitzte Phantasie hatte bereits mit Wünschen und Plänen, welche sich in's Unendliche verstiegen, alle Grenzen überflogen. Er hätte nicht bloß seinen Geburtsort, sein engeres Vaterland, er hätte die gesammte Eidgenossenschaft, ja sogar die ganze Welt beglücken mögen und dazu schien ihm eine Million bei Weitem nicht hinreichend, wie sie das unstreitig auch nicht gewesen wäre. Er war also darauf bedacht, sich auf eine noch höhere Stufe des Reichthums empor zu schwingen.

Entschlossen, sich nicht länger mit gewöhnlichem Handel zu begnügen und von dem Grundsatz ausgehend, mit großen Mitteln könne man selbst ohne bedeutende Mühe ungeheure Spekulationen machen und jene vermittelst dieser in kurzer Zeit vervielfachen, so wurde sein Augenmerk durch einige bekannte Zürcher, die kürzlich ein bedeutendes Haus in Paris errichtet hatten und daselbst weitläufige Geschäfte machten, auf diese Hauptstadt gerichtet. Frankreich's Finanzen waren in der größten Verwirrung und Calonnes System begünstigte den Handel mit Staatspapieren, deren täglich abwechselndes Sinken und Steigen jede Spekulation damit zu einem eigentlichen Hazardspiel machte, welches alle Gewinnlustigen an Ort und Stelle hinlockte und die Behutsamen bereicherte.

Mit solchen Operationen wollte Schweizer nun auch sein Glück versuchen; selbst als Wagstück betrachtet, hatten diese einen besondern Reiz für ihn. Gleich einem beherzten Taucher gelüstete ihn, sich in den tiefsten Strudel zu stürzen, um seine Geschicklichkeit im Schwimmen zu bethätigen. Er traute sich die Fähigkeit zu, den flüchtigen Augenblick zu erkennen und zu benutzen, Millionen aus dem Abgrund heraufzufischen und alsdann sollten seine leichterworbenen Schätze, unter dem Beistand seiner Illuminatenbrüder, zum Heil der Menschheit stromweis ausgegossen werden.

Im Frühling des Jahres 1785 eilte er auf Flügeln der Ungeduld nach Paris. Sein Reichthum war daselbst bei allen Schweizerhäusern bekannt; er hatte bedeutende Empfehlungen mitgebracht und befand sich bald in ausgebreiteten Verhältnissen. Hier erneuerte er auch die früher

gemachte Bekanntschaft mit François de Jeanneret von Neuenburg, welcher damals in dem Hause seines Schwagers Denis de Rougemont arbeitete.

Jeanneret, der bereits viel Geld mit luftigen Spekulationen verschleudert hatte, träumte immer von Millionen, an deren Gewinn er nicht zweifelte, sobald er nur einen Gefährten fände, der die Einlage in den Glückstopf für ihn und mit ihm bestreiten könnte. Er glaubte an Schweizer seinen Mann gefunden zu haben und irrte sich dießmal, wenigstens in der letztern Beziehung, nicht. Er schwatzte ihm so viel von all den verschiedenen Unternehmungen vor, welche in diesem Zeitpunkt mit Sicherheit des Erfolges für Jeden zu machen wären, der nur viel Geld einzusetzen habe, daß Schweizer sich bald überzeugen ließ, er könne seine eigenen Zwecke nicht besser erreichen, als wenn er mit Jeanneret, dem er in wenigen Wochen das unumschränkteste Zutrauen schenkte, sich in eine förmliche Handelsverbindung einlasse.

Schweizer war allerdings ein Mann, der sich von glänzender Beredtsamkeit schnell dahinreißen ließ. Wie er sich aber von einem solchen eiteln und talentlosen Schwätzer konnte blenden lassen; wie er, der sich so viele Kenntnisse erworben, an dem Umgange mit einem so leeren Kopfe, der nichts als Wind und Rauch enthielt, Gefallen finden konnte; wie Schweizer, dessen Herz so hoch für großartige und ungewöhnliche Ideen schlug, sich nicht bloß für Handlungsangelegenheiten begeistern, sondern mit Enthusiasmus der feurigsten Freundschaft an seinen neuen Pylades, dem dergleichen böhmische Dörfer waren, anschließen konnte, ist mir, der ich unzählige Beispiele seines Mangels an prüfender Vorsicht anführen könnte, doch immer noch ein unerklärbares psychologisches Räthsel.

Schweizer hatte sich der Physiognomik beflissen. Diese mag immerhin, als Wissenschaft betrachtet, keine Regeln enthalten, allein sie übt und schärft doch immer den Blick und hilft durch häufige Vergleichungen manchen Charakterzug, wenn nicht in der Form, doch wenigstens im Ausdruck der Gesichtsbildung entziffern. Und dennoch

bemerkte Schweizer nicht den unverkennbaren Stempel der Flachheit auf Jeannerets Stirn, nicht die Herzlosigkeit in dem zerstreuten Blick seiner blassen Augen; nicht die dreiste Anmaßung, welche seine Naslöcher aufblies; nicht die Gemeinheit, welche auf seinen schlaffen Lippen und auf dem ganzen pockennarbigten Antlitz saß und nicht die vornehm sein sollende Haltung, womit er imponiren wollte und welche doch immer wieder in unstäten und hastigen Bewegungen aus ihrer Rolle fiel. Wer einem solchen Menschen sich unbedingt hingeben konnte, der mußte offenbar mit Blindheit geschlagen sein.

Der verhängnißvolle Knoten war geschürzt. Gegen den Herbst kehrte Schweizer nach Zürich zurück, um hier die nöthigen Vorkehrungen für seine bevorstehende Ortsveränderung zu treffen. In äußerlichen Formen hatte er bereits einen französischen Zuschnitt bekommen und sein Kopf schwindelte von dem Getreibe der Pariserwelt.

Treue Freunde warnten ihn vor dem gewagten Spiel und trachteten, dieweil es noch Zeit war, ihn davon abzuhalten. Auch mein Vater mißbilligte seine raschen Entschlüsse. Aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Es war, als glaubte er seine Ehre gefährdet, wenn er zurücktrete und jeden Zweifel an dem guten Erfolg seiner Operationen hielt er für Mangel an Vertrauen in seine Fähigkeiten. Wie er einst in diesem Zeitpunkt bei uns speiste, und mein Vater ihn nochmals warnte, das Sichere doch nicht gegen das Unsichere zu vertauschen, rief er aus: „Il n'y a pas d'honneur d'avoir hérité beaucoup d'argent „d'un père ou d'un oncle. Je voudrai être mendiant, pour avoir la „satisfaction de me créer une fortune par mes propres et uniques „moyens!“

Wir waren eben in der Weinlese begriffen, und ich machte mich dabei recht lustig. Da fragte mich Schweizer: „Vetter, geht ihr nicht auch zu Jemand in den Herbst?“ Diese Frage kam mir sonderbar vor. Ich schaute ihm verblüfft in die Augen und erwiederte: „Herr Vetter,

wir sind ja hier selbst im Herbst." Ich zählte noch nicht fünfzehn Jahre und dennoch drang sich meiner Unerfahrenheit die Bemerkung auf, der Herr Vetter sitze auch mitten in seinem eigenen Weinberg und gelüste doch nach Parisertrauben.

Magdalene war gewöhnt, alle Einfälle ihres Mannes zu billigen und die Aussicht, eine Reise nach Paris mit ihm zu machen, mußte ihrer Neigung für abwechselnde und abenteuerliche Verhältnisse zusagen. In Bezug auf Babette fand Schweizer einen neuen Beweggrund, sich in einer großen Stadt niederzulassen. Dort standen ihm weit mehr Hülfsmittel, als in dem kleinen Zürich, zu Gebote, die Talente seiner Pflegetochter zu entwickeln; er konnte sie mit den besten Lehrern versehen und ihr die Gelegenheit verschaffen, sich in der Kunst nach erhabenen Mustern auszubilden.

Der Winter verging unter Zurüstungen. Papa Diggelmann schüttelte bedenklich den Kopf. Er sollte zwar über Schweizers Abwesenheit die Handlung wie bisher fortführen; allein aus derselben so viele Fonds als sich nur immer ausmitteln ließen, nach Paris remittiren. Da sich aber der vorhandene große Waarenvorrath in so kurzer Frist nicht in klingende Münze umsetzen ließ, so borgte Schweizer von seinem Freunde L. S. eine gewaltige Summe und reiste im Juni 1786 mit seiner Gattin und Babette nach Paris.

Jeanneret hatte seine Verbindung mit einem reichen Handelsgenossen so vortheilhaft anzukündigen gewußt, daß Schweizer bei seiner Ankunft sich gleich von einer Menge Spekulanten, welche ihm die lockendsten Aussichten auf große und unfehlbare Unternehmungen vorspiegelten, umringt und gleichsam belagert sah.

Diejenigen, welche sich den bedeutendsten Einfluß auf sein Gemüth zu erwerben verstanden, waren: St. Didier, ein schlauer Kopf, bewandert in allen Kunstgriffen des Papierwuchers (agiotage), der mit allen Unterhändlern bekannt war, dieselben überall in Bewegung zu setzen

wußte und welcher nun auch an den meisten Operationen des neu errichteten Hauses Schweizer & Jeanneret Theil nahm; Jean Claude Picquet, ein Pariser Kaufmann, der in allen größern Finanzgeschäften wie ein Orakel berathen wurde; Jean Baptiste Bremond, aus der Gemeinde Brignolles, im Var-Departement gebürtig, ein untergeordneter, aber frecher und überall thätiger Intrigant, der sich zu allen Aufträgen gebrauchen ließ, sobald dabei nur etwas Gewinn für ihn abfiel, und Sonthonas, ein weichlicher Kleinmeister, der als Kassier des Hauses angestellt wurde. Unter allen aber zeichnete sich der berüchtigte Abbé d'Espagnac, ein Sohn des Gouverneurs der Invaliden, vorzüglich aus. Dieser mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete Wüstling war von der schamlosesten Habsucht, Geldgier und einer ganz besondern Wuth des Wuchers eigentlich besessen. Er spekulirte mit Allem was vorkam, er hätte sogar mit Seelen gehandelt, wenn er dazu Gelegenheit gefunden und trieb den empörendsten Unfug auf der Börse. Sein Mäkler Amiot gewann in der Regel jeden Vormittag, durch bloßen Umsatz der Papiere aus einer Hand in die andere, für eigene Rechnung seine 6—7000 Franken. D'Espagnac riß alle seine Bekannten in den Strudel seiner Wagnisse mit sich fort. Schweizer, der sich immer leicht vom Erstaunen zur Bewunderung und von Bewunderung zum Vertrauen hinreißen ließ, befand sich bald und unbedingt in der Gewalt dieses furchtbaren Mannes.

Er schwamm nun in einem Meere von Geschäften, die seiner unruhigen Natur um so angemessener erschienen, als dieselben nur große Gegenstände umfaßten und immer reichlichen Stoff zu lebhaften politischen und finanziellen Untersuchungen und Erörterungen gaben, was eine wahre Lust für ihn war, dann aber keine weitere und angestrengte Arbeit erforderten, sondern bloß durch Aufträge an Mäkler eingeleitet wurden und einen schnellen Erfolg gewähren konnten. Bei steigendem Kredit gab es auch solche, die auf längere Zeit berechnet waren, wie z. B. die Uebernahme und Bewerbung der Münze von Marseille, was allein schon beweist, welches Vertrauen Schweizers Reichthum eingeflößt

hatte. War aber einmal ein Geschäft im Gang, so überließ er die weitere Leitung desselben seinen leichtsinnigen Gehülfen und entwarf neue Pläne, oder faßte diejenigen auf, welche ihm von seinen Umgebungen empfohlen wurden.

Wie ganz anders behagte ihm jetzt diese leichte Art, sein Vermögen umzusetzen und zu vermehren, als jene, womit sein Vater und Oheim ihr ganzes Leben auf einem engen Komptoir und in dunklen Magazinen unter unaufhörlichem Schreiben, Zählen und Rechnen zugebracht hatten. Hier ging alles in's Grandiose und Schweizer konnte sich als den Mittel- und Stützpunkt dieses mannigfaltigen und lebhaften Verkehres betrachten, denn er allein war es, der das Geld zu allen Unternehmungen lieferte, da Jeanneret und Didier das ihrige schon längst verspielt hatten.

Das Glück schien ihm, wie jedem, den es täuschen will, im Anfang besonders günstig zu sein und es müssen damals ungeheure Summen gewonnen worden sein. Mit dem Gewinn stieg auch sein Muth und sein Wohlwollen gegen den Handelsgenossen und wenn mitunter ein Mißgriff stattfand, so sprach er zu diesem: „Courage, mon ami, ne „crains rien! Si jamais un malheur frappe notre maison, je sup- „porterai seul la tache, afin que ta réputation reste intacte!“ Denn Jeanneret hatte einen reichen Oheim in der Schweiz, welcher die Schwindeleien des Neffen mißbilligte und dieser mußte immer besorgen, enterbt zu werden, wenn er sich bei jenem in ungünstigem Licht zeigen sollte.

Während Schweizer sich mit Geschäftsleuten herumtrieb, wurde Magdalene auch mit Paris bekannt gemacht. Sie war zuerst in ihrem phantastischen Kostüm aufgetreten; allein sie fand sich darin so häufig verkannt, hörte sich auf der Straße so oft „Ah, la jolie coquine!“ zurufen, und zog im Schauspiel so viele Augen und Lorgnetten auf ihren ungewohnten Kopfputz, daß sie sich bald dazu bequemen mußte, der herrschenden Mode, wenigstens äußerlich, zu fröhnen. Einmal dieses Opfer gebracht, durfte sie in allem Uebrigen nach Herzenslust originell sein, ohne deßwegen bekrittelt zu werden, wie das in ihrer Vaterstadt

geschehen war. Als Frau eines reichen Kaufmanns fand sie überall die schmeichelhafteste Aufnahme. Die Neuheit ihrer naiven Bemerkungen, die eigenthümliche Sprache, womit sie dieselben vorzutragen pflegte und ihre vorherrschende Gutmüthigkeit, machten sie in allen Zirkeln, wo sie eingeführt wurde, gesucht und beliebt. Sie lebte in immerwährender Anschauung des bunten, beweglichen Schauspiels, das Paris in ewigem Wechsel gewährt und fand dabei reichliche Nahrung für ihre immer rege Neugier. Indessen war ihr Augenmerk zuerst nur auf solche Gegenstände gerichtet, welche die Verschiedenheit zwischen einer großen und kleinen Stadt auffallend zeigen und wobei sie stets Vergleichungen anstellte, die selten zum Vortheil der Vaterstadt ausfielen.

In diese letztere kam sie im folgenden Jahr auf Besuch und brachte den Winter hier zu, aber nur um ihre Einrichtungen für einen längern Aufenthalt in Paris zu treffen, wohin Schweizer selbst nach flüchtigem Blick in sein immer noch fortbetriebenes Zürcher-Geschäft bald wieder abgereist war. Magdalene fühlte sich in den alten Kreisen noch fremder als früher; den einfachen, geraden und häuslichen Sinn ihrer Freundinnen wußte sie zwar zu schätzen, allein sie vermißte die Feinheit der Formen, welche durch mannigfaltigen Umgang immer schmiegsamer werden, den schnellen Umschwung der Gedanken, welche anderswo durch den unaufhörlichen Wechsel der täglichen Erscheinungen immer neu belebt werden, und jene geistige Freiheit, die man nur in den Zirkeln großer Städte genießen kann. Mit ihren muntern Erzählungen hinwiederum aus dem bewegten Leben von Paris, womit sie die ihr unendlich langweilig vorkommenden Kaffeevisiten erträglich zu machen suchte, unterhielt und belustigte sie zwar wohl, erregte aber zugleich ein heimliches Mißfallen, das sie im Grunde nie verdient hat, denn ihr Herz war unverändert geblieben und nur ihre Phantasie von flüchtigem Taumel gehoben; sie paßte nun einmal nicht mehr in ihre frühern Umgebungen und fand sich bald wieder in Paris bei ihrem Gatten ein.

Schweizer hatte anfangs im Cul-de-sac-Dauphin, zunächst an den Tuilerien, in einer anständigen Wohnung Haus gehalten. Aber Jeanneret, der den Schein liebte, brachte seinem bereitwilligen Freunde bei, wie glänzender Aufwand den Kredit hebe. Es wurde nun ein prächtiges Hotel in der Straße Taitbout an der Chaussée d'Antin gemiethet, doppelte Equipage angeschafft, eine zahlreiche Dienerschaft und täglich offene Tafel für zwanzig Gedecke gehalten, an welcher, nebst dem eigentlichen Handelsgenossen und dem Kassier Southonas, auch St. Didier, d'Espagnac und Bremond selten fehlten und alle Freunde des neubegründeten Hauses abwechselnd erschienen.

Schweizer selbst war eigentlich ein einfacher Mensch und keinem andern Luxus hold, als solchem, der seinem Schönheitssinn entsprach. Während Jeanneret für dasjenige sorgte, was die Menge blenden konnte, schaffte er von seiner Seite seltene Zeichnungen, schöne Gemälde, antike Brustbilder, Medaillen und Münzen an und verzierte damit die Zimmer seines weitläufigen Hotels.

Der Kreis der Bekanntschaften erweiterte sich immer mehr und blieb nicht bloß auf Geschäftsmänner eingeschränkt. Alle Schöngeister und Schwindelköpfe von Paris, Generale und Minister, elegante Damen, bedeutende Fremdlinge, berühmte Gelehrte und Künstler fanden sich nach und nach bei der originellen und gastfreundlichen Schweizerfamilie ein. Es war ein buntes Gemisch von edeln, guten und geistreichen Menschen und von schlauen Abenteurern und frechen Glücksrittern, wie sie der Zufall und Schweizers zuvorkommende Höflichkeit ohne strenge Auswahl zusammen würfelte.

Ein vollständiges Verzeichniß der Leute würde, so wenig als die verschiedenen Zeiträume, worin sie auftraten, genau noch auszumitteln möglich sein: es können daher nur einzelne allgemeine Namen angeführt werden, wie z. B. der blinde Pougens, natürlicher Sohn eines Bourbons (des Prinzen von Conti), Gelehrter und nachheriges Mitglied des

Institutes; Favre d'Eglantine, Bernhardin de St. Pierre, Champfort, der fromme Dichter Bitaubé und dessen Gattin, die Philemon und Baucis genannt wurden; der General Dumouriez; Lafayette und dessen Adjutant Bureau de Puzy; der Herzog von Liancourt; der Minister Monciel; Alexander Lameth; der große Redner Barnave; Bergasse, der gefeierte Advokat von Lyon, welcher als Kornmanns Sachwalter gegen Beaumarchais zuerst den Despotismus mit einer damals noch beispiellosen Kühnheit angegriffen hatte; der Seemann und Ritter Aristides du Petitthouars, welcher die halbe Welt umsegelt hatte, um den verlorenen La Peyrouse aufzusuchen und in der Folge als Befehlshaber des Linienschiffes „Le Tonnant" vor Abukir den Tod der Helden starb; seine liebenswürdige Schwester Felicie du Petitthouars, eine der treuesten Freundinnen Magdalenens*); die Prinzessin von Bourbon, Ludwig XVI. Tante, Marie Wollstonecraft, die Verfechterin der weiblichen Rechte; Anacharsis Cloots, der Sprecher des Menschengeschlechtes; ein russischer Fürst von Gallizin; der Weltumsegler Forster, der Dichter Salis-Seewis, welcher in der

*) Magdalene erwähnt in ihren Schriften eines originell geizigen und niederträchtigen Oheims der Geschwister Du Petitthouars mit folgenden Worten:

„Quel fut mon étonnement lorsqu'un jour je me trouvais chez mon amie Felicie Du Petitthouars et sa sœur, Mad. Bergasse, de voir entrer un homme tout en lambeaux avec une besace sur le dos pour y mettre des morceaux de pain et des balais qu'il vendait à ces dames qu'il appelait ses nièces et qu'elles nommaient leur oncle. Après qu'il fut sorti, elle me dirent que c'était effectivement le comte Du Petitthouars, frère de leur père, et le seul homme riche de cette nombreuse famille, mais qui, par la plus bizarre sordidité, fait le vil métier de mendiant. Depuis vingt ans il a quitté son château, dont il a confié, ainsi que de ses biens, l'administration à une vieille sœur, à laquelle il ne donne que le stricte nécessaire. Il aime les querelles des rues, mais quand on l'insulte, il monte sur les échasses, en disant: Vous me prenez pour votre égal? Sachez que je suis le comte Du Petitthouars! Quel contraste entre lui et sa famille qui est noble, généreuse et vertueuse à l'excès, surtout ma Felicie, qui est une divinité sous la forme humaine." D. H.

Schweizergarde diente; der schlesische Graf von Schlabberndorf*); Oelsner; Archenholz, der sich Schweizer und Magdalene zu Pathen seines in Paris geborenen Kindes erbat und beide mannigfaltig in Anspruch nahm; ein Malteserritter d'Everlange de Witry, von welchem in der Folge wieder die Rede sein wird, u. s. w.

Vor allen Andern hätte Mirabeau zuerst genannt werden sollen, denn dieser stand mit seinem unwiderstehlichen Einfluß Schweizer am nächsten. Der Letztere war gleich bei seiner Ankunft mit dem Grafen bekannt geworden, da sie beide zufällig im nämlichen Hotel wohnten. Er wechselte häufige Briefe mit ihm und half ihm bei seiner Flucht, als er verhaftet und nach dem Schlosse Ham gebracht werden sollte und blieb bis an dessen Tod der aufrichtigste Freund und Bewunderer dieses berühmten „Hebels der französischen Revolution".

Schweizer erregte unter den Pariser Schöngeistern eine Art von Ansehen durch seine ungeheure Belesenheit, deren Blüthen und Früchte

---

*) Ueber die Persönlichkeit des Grafen Gustav von Schlabberndorf (geboren zu Breslau im Jahr 1749) seien hier nur wenige Notizen beigefügt. Seine Begier, die französische Revolution in ihrem Brennpunkte zu beobachten, verleitete ihn, London, wo er sich sechs Jahre lang aufgehalten, zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. Hier glaubte er nur kurze Zeit zu bleiben und hatte daher den Miethvertrag seines großen Hotels in London nicht aufgekündet. Wie er nun, durch steigendes Interesse an Paris gefesselt, jenen Umstand ganz vergessen, ward er endlich nach Verlauf mehrerer Jahre für den zu einer ungeheuren Summe aufgelaufenen Miethzins belangt; es entstand ein ebenso kostspieliger Prozeß und der Graf mußte am Ende alles bezahlen. Seither hat er Paris nie mehr verlassen. Er lebte nicht bloß einfach, sondern sogar karg, in allem was seine Person betraf; dagegen verwandte er seine großen Einkünfte auf wohlthätige Zwecke der verschiedensten Art und vermehrte seine bereits ungeheure Bibliothek auf einem seiner schlesischen Güter, die er nie mehr weder gesehen noch benutzt hat, durch Anschaffung und Fortsetzung der kostbarsten Werke. Er erreichte ein hohes Alter, ging in den letzten Jahren gar nicht mehr aus, ließ den Bart wachsen und blieb in seinem schlechten kleinen Zimmer, woselbst er aber stets von allen Gelehrten und bedeutenden Männern von Paris und vielen durchreisenden Fremden besucht wurde. Er starb den 22. August 1824 und wie vermuthet wird, weniger aus Altersschwäche als vielmehr wegen cynischer Vernachlässigung seiner Gesundheit. D. H.

er immer in seine Reden einzuflechten verstand. Die französischen Gelehrten kennen zwar, nebst ihrer eigenen, die Literatur der Britten, sowie die alte klassische der Griechen und Römer, allein das weite Feld der deutschen ist ihnen, auch heutzutage, größtentheis noch fremd geblieben und auf diesem war Schweizer vorzüglich bewandert. Er beschäftigte sich auch noch in Frankreichs Hauptstadt viel auf demselben und erweiterte einen bereits daselbst durch den zürcherischen Landschafter Heinrich Füßli gestifteten deutschen Clubb*), woselbst alle neuen Erzeugnisse transrhenanischer Literatur anzutreffen waren. Zudem hatten sich allerdings eine Menge eigenthümlicher Gedanken und Begriffe in seinem ewig kreisenden Kopf erzeugt, daher seine wortreiche Unterhaltung für die Pariser immer neuen Stoff enthielt, der ihm in ihren bureaux d'esprit Achtung und Beifall erwarb. Und da er auch hier mit seiner gewohnten Freigebigkeit stets bereit war, die Gelüste und Bedürfnisse seiner vielen Freunde zu befriedigen, so arteten die Huldigungen derselben öfters in übertriebene Schmeicheleien aus. Einige Stellen aus Magdalenens hinterlassenen flüchtigen Aufsätzen mögen hier beweisen, wie damals von und vor ihm gesprochen wurde:

„Le Marquis de Luchet, homme d'esprit, trouvoit les „images poétiques de Schweizer si belles, qu'il en nota beaucoup, „en lui disant: il faut que vous me permettiez de m'en emparer."

„Fabre d'Eglantine, quoique bouffé d'orgueil et se croyant „le premier génie de l'univers, disait cependant à Schweizer: Je „viens puiser la science chez vous; vous êtes mon encyclopédie, „et je compte si bien sur votre délicatesse que je ne crains point „d'être trahi par vous, si je me sers quelquefois de vos idées dans „mes ouvrages."

Schweizer war zuweilen nicht sichtbar. Wie er einmal später als gewöhnlich in der bei seiner Gattin versammelten Gesellschaft erschien,

*) Ueber diese „Société littéraire Allemande" findet sich Näheres (wobei auch Schweizer's Erwähnung gethan wird) in Heinrich Füßli's Biographie, Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für das Jahr 1831. P.

sprach der Graf von Proli zu ihm: „Je ne m'étonne plus, que vous „aimez tant la solitude, puisque vous avez l'agrément de vivre de „la vie de vos pensées."

„Lorsque le prince de Gallizin rendit la somme, qu'il avoit „emprunté de Schweizer, il y ajouta de gros interets. Ce dernier „les rendit et le Prince s'en facha tout de bon. Sur cela Schweizer „lui dit: Mon prince, je suis en de certaines choses tout aussi „Prince que vous; il est au-dessous de mes principes de vendre les „services que j'ay le bonheur de rendre. Alors le Prince l'embrassa „en s'écriant: Je n'ay jamais connu une ame aussi noble comme „la votre, vous en imposeriez même à un Roi."

„Le duc de St. Aignant, homme d'une haute vertu et qui ne „vivoit que pour faire le bien, disoit: Schweizer est mon culte. Je „trouve sa vertue surhumaine, aussi je crains la persécution des „hommes pour lui. Il devroit vivre aux Etats-unis d'Amerique ou „en Angleterre, ou il seroit aprécié et estimé, dans les autres pays „on ne sait pas faire cas d'un grand homme."

„Champfort disoit à Mirabeau: Schweizer est un esprit universel. „Sa trop grand modéstie, repliqua Mirabeau, est cause que peu „d'hommes sont assez pénétrants pour connaitre cet esprit volumi-„neux. Il est si profond métaphycicien, que s'il étoit dans le „pouvoir d'un mortel de definir l'intelligence, ce phénomêne le „plus étonnant de la créature, ce seroit Schweizer."

„Mirabeau disoit à son ami Panschand: Quand je suis quelques „tems sans voir Schweizer, je m'ennuye après son esprit créateur."

„Mirabeau disoit au Chevalier de Witry: Je rougis devant la „vertu de Schweizer, et son génie surpasse même le mien. Ses „idées sont toujours neuves et brillantes; il séduit, il émeut, il „attendrit. Quelque matière qu'il traite, il en saisit tous les aspects, „il en présente tous les points de vue, et son stile n'est jamais „uniforme, parceque la nature ne l'est pas non plus."

Mirabeau nannte ihn gewöhnlich mit scharf betontem Akzent: „Mon maître!“ Dafür erhielt er aber auch immer Geld von ihm, so oft er dessen bedurfte und das war häufig der Fall. Sie standen auf so vertrautem Fuße zusammen, daß Schweizer dem Grafen, wenn ihm dieser von seiner Verlegenheit sagte, bloß den Schlüssel zu seinem Kabinet und denjenigen zu seiner Privatkasse einzuhändigen pflegte. Dann ging Mirabeau allein hinein, schloß auf, nahm eine oder mehrere von den Goldrollen, die dort aufgeschichtet standen, weg, und stellte Schweizer den Schlüssel wieder zu, ohne daß dieser fragte oder nachsah, wie viel jener eingesteckt habe. „Nur volles Vertrauen ist großer Seelen würdig“, war sein Wahlspruch. Mirabeau machte wirklich eine Ausnahme von der gemeinen Regel und verdiente ein solches Vertrauen. Er hatte oft aus dieser Kasse geschöpft und nie einen Heller erstattet, was aber Schweizer nicht im geringsten bekümmerte. Wie endlich die Schulden des Grafen von dem Hofe bezahlt wurden, überreichte er unerwartet seinem Freund eine ganze Hand voll Billets auf die Caisse d'escompte. Schweizer blickte flüchtig hinein, fand deren für mehr als 20,000 Franken und fragte, was er damit wolle. Mirabeau erwiederte, das seien die verschiedenen Summen, die er zu wiederholten Malen bei ihm geborgt, und weil er bemerkt, wie Schweizer keine Notiz davon genommen, so habe er selbst desto genauere Rechnung darüber gehalten, und sei nun froh, ihm Alles auf einmal wieder abtragen zu können. Schweizer erstaunte über den Umfang der Summen weit mehr, als über Mirabeau's Rechtschaffenheit, welche er in dieser Beziehung nie bezweifelt hatte und hing mit desto wärmerer Liebe an diesem sonderbaren Manne, der Tugend und Laster in einem gleich hohen Grad in sich vereinigte.

Magdalene, die sich in ihrem Salon täglich von einer Menge geistreicher, wenn auch nicht immer sittlich guter Menschen umgeben sah,

erwarb sich durch so vielseitige Verhältnisse die Formen der feinsten Lebensart, ohne jemals dabei ihre naive Gutmüthigkeit einzubüßen.*)

Sie wurde, gleich ihrem Gemahle, hingerissen von so viel großen Charakteren, die sich, im Bösen wie im Guten, vor ihren Augen frei entfalteten. Sie war öfters Zeuge der edelsten Opfer der Freundschaft und schwang sich immer höher zu ähnlicher Ungewöhnlichkeit im Denken und Handeln empor. Zugleich bildete sich ihre natürliche Anlage, die Menschen zu beobachten, immer weiter aus. Dieser angeborene Takt war zwar mehr auf spekulative Psychologie gerichtet, als daß er sie mit Sicherheit vor Irrthum verwahrt hätte, denn häufig ward sie schmerzlich getäuscht und betrogen und ließ sich unter andern Umständen wieder täuschen und betrügen; allein sie durchschaute doch die Menschen gewöhnlich früher und schärfer als Schweizer, der sie immer nur durch die Regenbogenfarben seiner Phantasie erblickte und warnte ihn zuweilen, aber niemals eindringend und überzeugend genug, vor blindem Zutrauen und unbedingter Hingebung, denn sie ging von dem irrigen Grundsatze aus, sie dürfe ihre Rechte als Gattin nicht mißbrauchen, um seine individuelle Freiheit zu beschränken und schrieb sogar einst die merkwürdigen Worte: „On berce Schweizer d'espérances, Dieu veuille qu'il ne se trompe

*) Magdalene's Schilderung der ehemaligen guten Parisergesellschaft lautet sehr günstig. Sie sagt davon im Gegentheil mit derjenigen aus der Revolutions-Epoche:

Autrefois la bonne société de Paris étoit d'un ton exquis et si délicat, „qu'elle n'abusoit jamais de l'aimable esprit d'abandon, ni de la gaité décente. „La familiarité étoit toujours accompagnée de respect et de dignité. Même les „domestiques sur lesquels le bon exemple des maitres avoit influé, avoient acquis „assez de tact, pour distinguer les personnes morales et bien elevées; ils les „annoncoient avec respect à leurs maitres, bien ou mal vêtues. Malgré que la „réserve et la cérémonie ont leurs inconvénients, elles sont devenues necéssaires „aujourdhui, pour servir de sauvegarde contre la grossièreté. Pour peu que „l'on se familiarise, on vous manque de respect, et si vous allez chez des riches „parvenus avec une toilette qui trahit une pauvreté souvent si respectable, vous „êtes la risée de leurs domestiques, qui manquent de ce tact de ceux d'autrefois, „aupres desquels une physiognomie morale et modeste servoit de passe port."

D. H.

„pas. Je voudrais souvent ne pas être sa femme, pour avoir le „droit de lui ouvrir les yeux!“

Zu diesem Mangel an beharrlicher Kraft, ihre bessere Einsicht durchzusetzen, gesellte sich noch ihr Hang zu läßiger Bequemlichkeit, welcher durch die Einrichtung ihres Hauswesens in Paris immer mehr überhand nehmen mußte. Sie selbst hatte hier noch weniger als früher in Zürich für irgend etwas von häuslichen Angelegenheiten zu sorgen. Eine französische Wittwe, Madame Finot, führte als Haushofmeisterin (femme de charge) die ganze Oekonomie. Diese Frau war noch leidlich hübsch und vereinigte mit feinen Manieren und sorgfältiger Kleidung einen Anstand, womit sie die sämmtliche zahlreiche Dienerschaft in gehöriger Achtung und Thätigkeit erhielt. Sie stellte gewissermaßen die Frau des Hauses vor und gab nie die geringste Veranlassung zu irgend einem Zweifel in ihre Rechtschaffenheit. Mangin, Schweizers Kammerdiener, war eben solch' ein Factotum und Maître Jacques von seiner Seite und so schien es, als wäre Magdalene mit lauter dienstbaren Geistern umringt, die nur auf ihre Blicke achteten, um alle ihre Wünsche zu befriedigen. Sie wurde in dieser Beziehung dermaßen sorglos, daß sie nie die vielen Halbgeschosse (Entresols) und Souterrains ihres schönen Hotels auch nur ein einziges Mal durchwandert und sich als selbst gebietende Meisterin gezeigt hätte.

Dieses Hotel erfüllte sie aber auch mit heimlichem Grauen. Nachdem sie sich den ersten Eindrücken überlassen und in geistigen Genüssen geschwelgt hatte, fing sie doch allmälig an, die Augen zu öffnen über den Aufwand, zu welchem ihr Mann durch Jeannerets grenzenlose Eitelkeit und Anmaßung verleitet wurde, denn mit Schweizers Geld war alles bezahlt, was Jeanneret mit wichtiger Miene „ma maison, mes chevaux, mes gens“ zu nennen beliebte. Ihr ahnte, daß eine solche Lebensweise auf die Dauer schwerlich fortbestritten werden könnte und dennoch hatte sie den Muth nicht, eine bessere Ordnung und mehr Einschränkung zu verlangen und zu behaupten. Oefters von tiefer Melancholie überfallen, ließ sie sich unpäßlich melden, erschien nicht an

der Mittagstafel und blieb in ihrem Kabinet verschlossen, um sich daselbst ihrer Wehmuth über die Gefahren der Zukunft ungestört überlassen zu können. Auch Schweizer, wenn er über irgend einer neuen Spekulation, oder über einen poetischen Erguß seiner Phantasie brütete, ließ sich zuweilen das Essen auf sein Zimmer bringen und wohnte der Mahlzeit nicht bei, die nichts desto minder beharrlich von seinen Parasiten besucht wurde*).

Daß Babette in diesem unruhigen Hause noch weniger beobachtet werden konnte, als in Zürich, ist leicht begreiflich. Sie hatte zwar verschiedene Lehrer und erhielt bei Vessier, einem sehr beliebten Bildnißmaler, täglichen Unterricht im Zeichnen, allein für ihre Erziehung im engern Sinne ward nicht gesorgt, in gemischter Gesellschaft hörte sie manches, das für ihr Alter gar nicht paßte. Ihre Neigung zu sinnlichen Genüssen und allerlei Untugenden entwickelte sich mehr und mehr und die Haushofmeisterin Finot hatte, wie ein noch von ihr existirender, an Schweizer gerichteter Brief beweist, argen Verdruß mit dem Mädchen, das auch von ihrem Vater einige schlimme Charakterzüge geerbt zu haben schien.

Unter dem vereinten Andrang ausgebreiteter Verhältnisse und anderweitiger Angelegenheiten, hatte Schweizer, in seinem wandelbaren Sinn, sich immer mehr entwöhnt, die großen und verwickelten Geschäfte seines Hauses mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verfolgen, und vielmehr die Leitung derselben seinen Handelsgefährten

*) Ueber die beispiellose Verworfenheit dieses Parasitenpöbels erhielt D. H. von einem Augen- und Ohrenzeugen (Dr. Hch. Lavater) Bericht, doch wird es besser sein, denselben hier wegzulassen. Ueber Mirabeau's Verhältniß zu Madelaine findet sich eine interessante, aber hier ebenfalls unberührbare Notiz in Victoire Frescarode's historischem Roman: „Les victimes de l'intrigue et l'héroisme dans le malheur, Paris 1805. Die Verfasserin war Madelaine's Freundin und nachherige Gemahlin des Buchhändlers Angelo Clô. Mirabeau, dem sonst nichts heilig war, widmete Madeleine eine Verehrung, die fast in Anbetung überging. P.

gänzlich überlassen. Er schien vergessen zu haben, daß er bloß nach Paris gekommen, um sein Vermögen mit aller Anstrengung seiner Kräfte für Zwecke zu vermehren, welche die allmälige moralische Umgestaltung der Welt befördern helfen sollten.

Nun aber traten Ereignisse ein, die seine Aufmerksamkeit ausschließend und im höchsten Grade fesselten. Die französische Revolution begann im Februar 1787 mit dem Zusammentritt der Notabeln in Versailles.

Schweizer war bereits mit Allem bekannt, was diese Ereignisse herbei geführt hatte. Sie waren in seinem Hause nicht bloß besprochen, sie waren sogar zum Theil darin vorbereitet worden. Mirabeau, Barnave, Bergasse und so viele andere Männer dieser bewegten Zeit hatten ihn längst in die obwaltenden Projekte einer politischen Wiedergeburt eingeweiht und ihn hinab in den Abgrund blicken lassen, in welchem ein Brennstoff gährte, der sich nun entzündete, in furchtbare Flammen aufschlug und bald die halbe Welt in Brand steckte.

Der geblendete philantropische Träumer wähnte, in dem Wiederschein dieser steigenden Flammen das Morgenroth eines neuen Tages zu erkennen, der die Menschheit aus den Fesseln des Irrthums und der Willkür befreien und ihre Glückseligkeit unter neuen idealischen Formen begründen werde. Was seine Illuminaten nur langsam und stufenweise, wie die Natur, hatten bereiten wollen, das sollte jetzt in triumphirendem Sturmschritt errungen und gewonnen werden und Schweizer, der von jeher mit aller bestehenden politischen Ordnung in theoretischem Widerspruch gestanden, umfaßte nun mit heißer Leidenschaft die glänzenden Worte trügerischer Hoffnung.

An seine Handelsgeschäfte war fürderhin nur in flüchtigen Augenblicken gebieterischer Nothwendigkeit zu denken. In abgeschlossenem Kabinet verschlang er den Schwall der Flugblätter, die bald jede Stunde jener Gährungsepoche gebar. Nur die Männer des Tages fanden Zutritt in seine Zurückgezogenheit, und wenn er je das Kabinet verließ, so geschah es bloß, um in der Stadt herumzustürmen, die steigende Bewegung des Volkes zu beobachten, oder in seinem Salon im

engern Kreise den Berathungen beizuwohnen, welche täglich, mit ihm wie ohne ihn, daselbst stattfanden.

Man darf indeß nicht glauben, Schweizer habe jemals im Sinne der Anarchisten Aufruhr gepredigt. Nur die Verwirklichung hochherziger Wünsche, die längst in seiner Seele walteten, bevor noch eine Ahnung allgemeinen Aufstandes am Tage lag, war das Ziel seines Strebens und seine Freiheit eine milde Gottheit, welche auch seinem Vaterlande erscheinen und ihre Segnungen über dasselbe ausbreiten sollte. Er glühte bloß dann in leicht vorübergehendem Zorne auf, wenn verjährte Rechte sich denjenigen entgegenstemmten, welche die Wortführer des Volkes aufstellen und behaupten wollten.

Daß übrigens seine Begriffe von den Wirkungen dieser neuen Freiheit auf die Veredlung der Menschen exzentrisch waren und alle Grenzen überschritten, bewies ihm selbst Mirabeau, welcher einst mit ihm in dem Tuileriengarten lustwandelte, bei Schweizers lebhaften Aeußerungen stille stand, seine Hand ergriff und mit einem Seufzer sprach: „Mon ami, c'est bien une divinité que la liberté; mais croyez „moi, les hommes ne méritent pas qu'elle séjourne parmi eux.“

Aber Schweizer war nicht aufzuhalten, wenn einmal die Schwingen seiner Phantasie losgebunden waren. Unwiderstehlicher Schwindel hatte ihn ergriffen und hingerissen mußte er alle Krisen seines heftigen Fiebertraumes bestehen.

Magdalene, die immer von den Schwärmereien ihres Gemahles mit fortgezogen wurde, theilte auch dießmal seine Begeisterung auf ihre Weise. Sie, welche immer wiederholte: „pour être heureuse je dois être libre comme l'air“, hätte der ganzen Welt diese luftige Freiheit gönnen mögen, womit sie übrigens keine abstrakten politischen Begriffe verband, sondern dabei sich immer nur ein sanftes gemüthliches Dahinschweben über alle Beschwerden und Mühseligkeiten des Lebens dachte.

Während Schweizer sich in dem Strudel der aufgeregten Partheien herumtrieb, hatte Jeanneret immer leichtsinniger spekulirt; je verhängnißvoller die Umstände, desto größeres Spiel gewagt. Die politische Revolution führte auch eine ökonomische herbei. Die Staatspapiere sanken immer tiefer, alles Zutrauen war verschwunden. Viele angesehene Häuser stellten ihre Zahlungen ein, alle schlechten Schuldner benutzten den Zeitpunkt, sich insolvent zu erklären. Was d'Espagnac und ähnlichem Gelichter anvertraut worden, ging im Rauch auf und Schweizer's und Jeanneret's Kredit stand dermaßen tief, daß gegen Ende des Jahres 1788 ihre Wechsel nichts mehr galten und die bedenklichsten Gerüchte über ihren nahe bevorstehenden und unvermeidlichen Sturz, zumal in Zürich, verbreitet wurden. Jetzt erwachte Schweizer für einen Augenblick aus seinem Traume. Er untersuchte den Zustand seines Vermögens und fand wenigstens die Hälfte unwiederbringlich verloren, den Ueberrest desselben in zweifelhaften Forderungen ausstehend. Und es war nicht bloß sein eigenes, es war auch das ihm noch nicht eigenthümlich zugefallene Vermögen seines wahnsinnigen Bruders, womit so leichtsinnig gespielt wurde und das in den Abgrnnd der alles verschlingenden Zeit versunken war. Jeanneret, obwohl er seinen Freund und sich selbst nicht vorsätzlich in's Verderben gestürzt hatte, war kaum zu entschuldigen. Dennoch machte Schweizer auch ihm nicht den geringsten Vorwurf über seine Schwindeleien. Er fühlte wohl, was auf seiner eigenen Rechnung lastete; er tröstete vielmehr, er sprach ihm Muth ein und eilte im Herbst nach Zürich, um hier, wo möglich, seinen gefährdeten Kredit wieder zu heben.

Bald nach seiner Ankunft starb sein Schwiegervater, Hr. Postdirektor Heß, und Schweizer fand sich gerade ein, um dessen Nachlaß, das Eigenthum seiner Gattin, in Empfang zu nehmen.

Er trat sogleich die beiden Häuser des Verstorbenen, zum grauen Mann und zum Schäppeli, dem kaufmännischen Direktorium um 20,000 Gulden ab, liquidirte und hätte gerne die ganze Erbschaft mit

sich fortgenommen, um auch in Paris aufzuräumen, und dann in seiner zuvor verachteten, noch immer fortgeführten Handlung in Zürich, neues Heil gesucht. Allein der Nachlaß im Posthause bestand in Kapitalbriefen, die nicht so leicht aufkündbar und ohne großen Verlust auch nicht verkäuflich waren, und da der Erblasser durch testamentarische Verordnung seiner Wittwe ein jährliches Leibgeding von 300 Laubthalern zugesichert hatte, so traten die Anverwandten dazwischen und begehrten, daß ein Kapitalwerth von wenigstens 20,000 Gulden, als Depositum in dritte Hand gelegt werde, um als Versatzung für die richtige Bezahlung jener Leibrente zu dienen.

Diese, durch die obwaltenden Umstände gerechtfertigte Maßregel mußte Schweizer sich gefallen lassen. Er griff nun zu einem andern Hülfsmittel, überließ seinem reichen Freunde L. S. und dessen Gefährten W. S., drei Viertheile seiner Handlung in Zürich, die damals 200,000 Gulden gewerthet wurde, und behielt sich bloß noch einen Antheil von 50,000 Gulden, der aber bereits, sowie sein Wohnhaus, verpfändet war, darin vor. Diese Handlung wurde, in Folge eines auf zwei Jahre abgeschlossenen Vertrages, in dem nämlichen Hause, unter der neuen Firma Joh. Hch. Schweizer & Cie. fortgeführt; der wackere Diggelmann blieb als Buchhalter dabei angestellt. Für den Ueberschuß des Fondes der alten Firma wurde terminweise mit Schweizer abgerechnet; diese Summen reichten aber kümmerlich hin, diejenigen zu ersetzen, welche er von L. S. und Andern geborgt hatte, um sein Pariserhaus damit zu gründen.

Im Jahr 1790 verkaufte er seine anmuthige Wohnung am untern Hirschengraben. Die bisher noch fortgeführte Haushaltung wurde aufgehoben, die ehrliche Gritte, die derselben so gewissenhaft vorgestanden, so großmüthig, als es die Umstände noch gestatteten, ausgesteuert und in Ruhestand versetzt (sie zog sich zu religiösen Meinungsverwandten zurück) und die noch vorhandene nicht unbedeutende Geräthschaft einstweilen bei meinem Vater im Beckenhof untergebracht.

Im Jahr 1791 überließ Schweizer den Ueberrest des Antheils an der Handlung in Zürich seinen hiesigen Mitgenossen noch vollends

und hiermit war auch der letzte Faden aufgelöst, welcher ihn und seine Gattin noch an ihre Vaterstadt gebunden hatte.

Alle diese Operationen wurden durch Briefwechsel eingeleitet und ausgeführt, da Schweizer schon im Frühling 1789 wieder nach Paris zurückgekehrt war. Es blieb ihm mit Anfang des Jahres 1791 in Zürich noch ein Kapital von ungefähr 35,000 Gulden in wahrem Werth. Alles Uebrige steckte in französischen Fonds, in der Münzunternehmung zu Marseille und in unsicheren Forderungen des Hauses Schweizer & Jeanneret. Jenen sichern Ueberrest verwaltete der unerschütterlich treue Diggelmann, bei welchem Jacques in dem traurigsten Zustande untergebracht war. Diesem Bruder, seiner Gattin und einigen andern Personen in Zürich, war Schweizer über 240,000 Gulden schuldig!

Als er 1789 nach Paris zurückgekehrt war, glaubte er seine Oekonomie noch nicht so ganz zerrüttet, als sie es bereits war. Er ließ den Muth nicht sinken, fand aber doch für nöthig, den Aufwand seines Hauses einzuschränken. Finot und der Kammerdiener Mangin wurden abgedankt. Wagen und Pferde wurden abgeschafft, er verließ das „Bel-Etage“ seines Hotels und zog sich auf den zweiten Stock desselben zurück, woselbst er indeß noch auf einem sehr anständigen Fuße wohnte. Jeanneret war betroffen, daß der Aushängeschild des Reichthums eingezogen werden mußte, Magdalene hingegen für den Augenblick beruhigt. Ein gewisser Grad von Einschränkung mußte ihrer Liebe zur Bequemlichkeit willkommen sein und bloß von ihren Wagenpferden, den zwei zierlichen Isabellen, die sie so oft gestreichelt hatte, trennte sie sich ungern. Auch die Mahlzeiten wurden bescheidener eingerichtet und nicht mehr so viel Gäste dazu gebeten. Nur Bremond war nicht wegzubringen und fand sich beharrlich ein, so lange es noch etwas zu knacken und dabei zu spekuliren gab. Dieses Gesicht konnte man immer sicher sein, im Salon anzutreffen.

Einer der nähern und wahren Freunde des Hauses war der Malteserritter d'Everlange de Witry, ein eben nicht sonderlich geistreicher, aber herzguter Militär, der Schweizer bewunderte und ein solches Vertrauen in diesen setzte, daß er sein ganzes Vermögen, das aber bloß 20,000 Franken betrug, in dessen Handlung niederlegte. Wenn er Magdalene besorgt und traurig sah, sprach er zu ihr: „Soyez tranquille, „Madame; si jamais il arrive un malheur à votre maison, oubliez „mon argent. En travaillant je gagnerai toujours assez pour moi „et pour mon Agathe“ (seine Geliebte).

Jeanneret konnte alles brauchen, somit auch Witrys 20,000 Franken; denn es wurden noch Geschäfte gemacht, aber nicht mehr so anhaltend wie zuvor. Das Komptoir blieb oft wochenlang unbesucht und der Kassier Sonthonas hatte immer am wenigsten zu thun. Die Unternehmung, ganz Paris mit Torf zu versehen, war eine der besten, welche damals noch stattfanden.

Ueber Schweizers kurze Abwesenheit hatte die politische Gährung bedeutend zugenommen und kaum zurückgekehrt, war er, wie durch elektrische Mittheilung, auf's Neue dadurch in Harnisch gejagt. Die Männer der Revolution fanden sich wieder häufig bei ihm ein, einige wie Mirabeau, Barnave und ähnliche, aus Freundschaft und Bedürfniß der Mittheilung, andere, weil sie glaubten, einen solchen Feuergeist wie Schweizer, gebrauchen zu können. Seine Wohnung wurde wieder der Sammelplatz aller Philantropen, Reformatoren und Intriganten und gleichsam ein neutraler Boden, auf welchem Alles gesagt und gewagt, auf welchem nach Herzenslust gezankt werden durfte. Seine Phantasie schlug wieder in hellen Flammen auf und tausend Ideen kreuzten sich in seinem kreisenden Gehirn. Er hatte immer alle Taschen voll Zeitungen und Flugblätter und las dieselben selbst wenn er über die Straße ging. Er ließ sich unter die Nationalgarde einschreiben, und zog gleich jedem Pariserbürger auf die Wache.

Die Parthei des Hofes hatte Truppen, unter diesen auch die demselben treu ergebenen Schweizerregimenter, im Märzfelde zusammen-

gezogen; es wurde ausgestreut, der Prinz von Condé, welcher sich zuerst entfernt hatte, werde mit einem Corps von 10,000 Mann gegen Paris anrücken und daselbst der Revolution mit Gewalt ein Ziel setzen. Dagegen bewaffnete sich das aufgewiegelte Volk; alle Zugänge der Stadt wurden verrammelt. Ganz Paris war in Belagerungszustand versetzt und vorzüglich sollte der Montmartre befestigt werden.

Schweizer, der jetzt seine frühern militärischen Studien praktisch anzuwenden gedachte, übernahm die Aufsicht über diese Arbeit, miethete sich ein kleines Häuschen am Fuße des Montmartre, zog mit seiner Frau und Pflegetochter hinaus nnd blieb daselbst über den ganzen Sommer. Während er, in seinem Innersten aufgeregt, rastlos hin- und herlief, Verschanzungen absteckte, die Arbeiter anführte und unverwandten Blickes nur auf das glänzende Ziel seines Bestrebens hinstarrte, der Gräuel nicht achtend, welche das wüthende Volk auszuüben begann, lag Magdalene in dieser Einsamkeit, von geselligem Zuspruch seltener behelligt, theils um auszuruhen, theils wegen Unpäßlichkeit, meistens im Bett und überließ sich traurigen Gedanken. Babette wurde schon des Morgens, mit ihrem Mittagessen im Strickbeutel, nach der Stadt geschickt, wo sie ihren Unterricht im Zeichnen fortwährend erhielt und daß ihr der weitere Weg nach der Schule behagen und welchen Einfluß der Anblick allgemeiner Losgebundenheit auf ihr Gemüth haben mochte, kann man sich leicht vorstellen.

Die Schweizerregimenter waren auf ihrem Lager auf dem Märzfelde so gut wie blockirt. Die Pariser umzingelten dasselbe unter Drohungen und Versuchen, die Soldaten für die Parthei des Volkes zu gewinnen, wie dieses bereits mit einem Theil der französischen Garde gelungen war. Auch hier glaubte Schweizer nützlich sein zu können; er ließ sich mit bekannten Offizieren in Unterhandlungen ein; er beschwor die Soldaten in der Sprache der Heimat, ihrem Eide zwar getreu zu bleiben, jedoch sich nimmer zu blutiger Unterdrückung des Volkes mißbrauchen zu lassen. Der gutmüthige Schwärmer hätte sich hier beinahe Verdruß mit den Schweizeroffizieren zugezogen; inzwischen wurde die Bastille gestürmt

und erobert, das Lager im Märzfeld aufgehoben und die für den Hof bewaffnete Macht genöthigt, sich zurückzuziehen. — Das vermeinte Anrücken des Prinzen von Condé war bloß ein Mährchen gewesen; die Befestigung des Montmartre blieb unvollendet. Die Parthei des Volkes gewann die Oberhand. Die Reichsstände erklärten sich als National-Versammlung, die Revolution war entschieden.

Schweizer verweilte bis gegen den Herbst in seiner ländlichen Wohnung. Er konnte hier den Briefwechsel wegen Uebergabe seiner Zürcherhandlung ungestörter, als in der Stadt fortführen und daneben denken und phantasiren.

Es ist aus jener Zeit noch der in Prosa verfaßte Entwurf zu einem Gedicht „Galliens Wiederbefreiung, ein Hymnus an die Provinz Elsaß von einem Helvetier im Jahr 1789" von ihm vorhanden, das er später in Jamben umsetzte. Dieser erste Entwurf beweist, wie weit seine Spannung damals ging, indem er selbst den verworfenen Herzog von Orleans mit folgenden Worten verherrlichen wollte:

„So schreitet, Gallien, deiner Purpurgebornen erster einher. Des „Tadels Wespengesumse folgt ihm im Rücken nicht, sondern ihn umfliegen „laute Töne des Lebens, denn an des weisen Sieyes Arm trat Orleans „aus seinen Reichthumspalästen hervor in der still horchenden Väter Rath, „zerriß die Urkunden uralter Völkerbedrückung und brachte der Gleichheit „Wasserwage, sie hinzulegen auf jedes Haupt."

Weiter heißt es:

„Auch den löwenbeantlitzten Mirabeau vergiß nicht, wenn gewaltige „Männer Du preisest; denn keiner geht, wie Er, rollenden Auges auf „jeden Uebermuthssohn zu, mit dem schädelzersplitternden Pestus umgürtet „und wie Prometheus unbezwingbar in lastenden Ketten bog er den „hochstrebenden Nacken selbst unter Saturnion nicht."

Merkwürdig ist folgende, Ludwig XVI. betreffende Stelle. Schweizer war ein Republikaner und damals noch dazu ein aufgehetzter; den König selbst aber hat er niemals böser Absichten beschuldigt.

„Antlitzstarrheit befiel die Landesfeinde und verzweiflungsvoll schlossen „sie den Bund, ob dem der Hölle Richter selbst abscheuvoll ihren Thronen

„entstiegen. Beim geliebtesten der Fürsten verläumdeten sie sein Volk.
„Er sah des Bürgerkrieges rothes Flammenkleid geschreivolle Städte um-
„rauschen, sah seines Thrones Trümmer, und die Todesbühne umtosend,
„heulten Rebellen nach ihres Königs Haupt. Da barg Ludwig sein
„thränenbeschimmertes Haupt; ihm fiel zur Erde das goldene Scepter,
„und zu Gewaltsbefehlen haschten ihn schnell die Verräther weg."

In einer solchen poetischen Begeisterung für die Revolution vermochte Schweizer seine ökonomischen Angelegenheiten nur als Nebensache zu behandeln und Alles, was in dieses Fach einschlug, pflegte er mit unüberlegter Hast zu beseitigen, um sich gänzlich der, nach seiner Meinung von Paris ausgehenden Wiedergeburt der Menschheit zu widmen.

Er war durch Mirabeau in den Clubb der Jakobiner eingeführt worden, als diese sich noch bloß Freunde der Verfassung nannten. Hier wurde seine ohnehin ungeregelte Phantasie noch mehr verwirrt, und sein Enthusiasmus gesteigert. Wie er früher sich in seiner äußerlichen Haltung stets reinlich, selbst elegant gezeigt hatte, vernachlässigte er nun seinen Anzug und ging in abgetragenem ölgrünem Ueberrock mit herunterhängenden ungekämmten Haaren einher. Er war ein ganzer Sanscülotte geworden, aber ein guter, grundehrlicher, wenn je die Prädikate der Güte und Ehrlichkeit mit der Eigenschaft eines Sans-cülotten vereinbar gewesen sind. Er gehörte zwar unter den Jakobinern zu den sogenannten „frêres dupes", doch auch nicht unbedingt. Er huldigte keinen andern als theoretisch edlen Grundsätzen und that sein Möglichstes, nur solche überall geltend zu machen. Wenn er auf empörte Volkshaufen traf, harangirte er den Pöbel in der neu gestempelten Sprache des Tages, die er, trotz dem geübtesten Redner der National-versammlung, meisterlich zu führen wußte. Er arbeitete mit Mirabeau an Verfassungsentwürfen, welche die Ordnung wieder herstellen, und alle Freunde des Rechts befriedigen sollten und wurde von den Männern jener bewegten Zeit mit vielen Geschäften beauftragt, deren Stoff seinen eigentlichen Ansichten zusagte.

Wenn er die von dem Pöbel im Jahr 1789 verübten Greuelthaten mit philosophischer Gleichgültigkeit betrachtete, indem er aus der Geschichte die Ueberzeugung geschöpft hatte, allgemeine Staatsreformen seien ohne große Opfer nicht ausführbar und einmal das Ziel erreicht, werde das Böse von dem Guten unendlich überwogen werden, so erhielten seine Hoffnungen neue Nahrung durch das berühmte Nationalfest, welches den 14. Juli 1790 auf dem Märzfelde gefeiert wurde und wo der König, die Stellvertreter der Nation, die Abgesandten der bewaffneten Macht und das Volk selbst in einer Masse von fünfmalhunderttausend Menschen, unter freiem Himmel, mit hehrem Eide die neue, auf die heiligsten Rechte der Menschheit begründete Verfassung beschwuren. Hier schien Alles vergessen, was ein Jahr früher die Partheien entzweit und gegen einander aufgehetzt hatte; hier war alle Ungleichheit der Stände verschwunden; „alle Menschen nannten sich hier Brüder; alle waren „bereit ihr Leben für diese Verfassung, für Freiheit und Vaterland „hinzugeben". — Jubel und Freudenrausch, ein Schauspiel ohne Gleichen! Und wenn selbst Girtanner (s. dessen historische Nachrichten über die französische Revolution B. IV, S. 29), der diesem Feste beigewohnt und bald nachher so heftig gegen die französische Revolution geschrieben hat, in der Erinnerung an diesen Tag noch in eine Art von Entzücken gerieth, wie mußte eine solche Szene einen Phantasiemenschen, wie Schweizer, ergreifen, der hier auf einmal alle seine schönsten Träume verwirklicht glauben konnte! Der Nachklang dieses Jubels begleitete ihn auch lange und ließ ihn kaum vernehmen, wie bald der Abgrund unter seinen Füßen auf's Neue wieder dröhnte.

Neben allem diesem Treiben fand Schweizer doch noch Zeit, sein Verhältniß mit Bansi, Babette's Vater, durch häufig gewechselte Briefe zu unterhalten.

Dieser unruhige, begehrliche Mann war einer der vielen Unzufriedenen, welche damals im Graubündnerlande der herrschenden, von dem schlauen

Minister Ulisses von Salis-Marschlins geleiteten Partei, vielleicht nicht ganz ohne Grund, entgegenwirkten. In seinen Briefen an Schweizer schilderte Bansi mit glühenden Farben den Zustand der Unterdrückung seiner bündnerischen Mitpatrioten und wurde von jenem, der keinen Zweifel in die Rechtlichkeit und Absichten seines Freundes setzte, von Paris aus in seinem Streben nach edler Freiheit aufgemuntert. Der Muth der unzufriedenen Bündner stieg mit den Fortschritten der französischen Revolution. Bansi war einer der stärksten Schreier, furchtbar durch seine mit List gepaarte Verwegenheit und seine Gegner suchten ihn vor allen andern zu stürzen.

In der Steinsberger Kapitel-Versammlung (1790) trat Johann Janett, Pfarrer zu Bondo, öffentlich mit der Klage gegen ihn auf ... „durch Einmischung in politische Sachen sich auf ungeziemende, eines Dieners des göttlichen Wortes unwürdige Weise aufzuführen, nie bei seiner Frau und seinen Kindern zu leben, für diese nicht väterlich besorgt zu sein und sogar eines derselben den Mutterarmen entrissen und einem Freund in Zürich verschenkt, verkauft, man wisse nicht wie, überlassen zu haben, das dieser letztere nun in dem für die Unschuld so gefährlichen Paris erziehen lasse, u. a. m.

Von der Kapitel-Versammlung ward Bansi nun bis zu seiner Rechtfertigung auf nächster Synode von seinem Amte entsetzt, er aber protestirte dagegen und ließ schließlich seinerseits den Pfarrer Janett durch das Gericht von Steinsberg vorladen, dem sich dieser hinwiderum nicht stellen wollte, so daß ein langer Handel entstund, der in Graubündten gewaltiges Aufsehen machte. Bansi blieb, da die Synode ihren Spruch nicht zurücknehmen wollte, seines Amtes entsetzt, zog nun aber seinerseits alle Sturmglocken an und klagte in giftigen Libellen gegen den Kirchendespotismus in Graubündten. An Schweizer berichtete er, welch' himmelschreiendes Unrecht ihm geschehen und wie sein edler Freund in Paris zugleich mit ihm angeklagt und beschimpft worden sei. Schweizer, der bei jedem Schein von Unrecht aufbrauste, trat nun

ebenfalls mit einem gedruckten Memorial*) an die Synodal-Versammlung in die Schranken, worin er gegen die Anschuldigung des Kinderkaufes mit den kühnsten Worten protestirte und die Synode aufforderte, ihr Urtheil gegen Bansi „das untern andern auf einem so auffallend falschen und absurden Klagpunkt mitberuhe" zurückzunehmen, „damit er selbst nicht genöthigt werde, durch seine Landesobrigkeit eidgenössische Rechtsempfehlung zu verlangen."

Schweizers Memorial wurde nicht anders beachtet, als daß ihn der Dekan Kind von Chur berichtete, die hochwürdige Synode habe die Klage, den vorgeblichen Kinderfrevel betreffend, ihren Akten nicht einverleibt und ihren Spruch auf andere Angaben gestützt und gefällt. Schweizer hielt es unter seiner Würde, auf eine solche, blos halboffizielle Mittheilung zu antworten; da wandte die Synode sich mit einer Retorquationsklage gegen ihn an die Regierung von Zürich.

Dadurch wurde Schweizer noch mehr erbittert. Von Bansi aufgehetzt, lehnte er hinwieder die Befugniß der Zürcher Regierung in einer Sache ab „die er selbst als Beleidigter und Kläger begonnen, und welche nur vor das forum domicilii seiner Beleidiger gehöre". Nun schrieb er (April 1791) ein Memorial von 43 Seiten „An die Herren Häupter und Räthe der drei Bünde", worin er das unstatthafte Verfahren der Synode mit den Waffen der ausgesuchtesten Rhetorik angriff und Genugthuung forderte.

Aber auch dieses zweite Memorial hatte keine andere Folge, als daß Schweizer sich dadurch neue Feinde zuzog.

In Zürich mußte, zufolge der damals bestehenden Einrichtungen, nicht bloß die Regierung, sondern auch der größte Theil der Bürgerschaft den Grundsätzen der französischen Revolution und allen denjenigen abgeneigt sein, die derselben das Wort redeten. Schweizer war schon früher daselbst als ein Schwindelkopf beurtheilt, und mitunter ganz verkannt, seine Niederlassung in Paris bekrittelt und die Abtretung seiner

*) Stadtbibl. XVIII. 1761. 7.

Zürcherhandlung vielfältig besprochen worden. Wie nun noch seine Verflechtung in den Prozeß des Pfarrers Bansi, der als ein wüthender Demagoge verrufen war und endlich, nebst Aufzählung aller in Paris verübten Gräuel, sogar bekannt wurde, daß Schweizer sich in die Uniform der Nationalgarde gesteckt und den Montmartre befestigt habe, so erhoben sich vielfältige Stimmen, die das Anathem über ihn aussprachen und selbst gutmüthige Leute hielten ihn für einen Mann, der in so schwierigen Zeitläufen seinem Vaterlande leicht gefährlich werden könnte. Das vielzüngige Gericht entstellte und vergrößerte seine vermeinte Schuld, er war in der öffentlichen Meinung seiner Vaterstadt als ein Rebelle gleichsam geachtet.

Seine Freunde, die freilich seine unvorsichtigen Spekulationen und seine Theilnahme an der Revolution ebenfalls nicht billigen konnten, versuchten, jedoch mit wenig Erfolg, ihn überall zu entschuldigen. Wie aber seine Briefe seltener und dabei die heimischen Formen immer schärfer rügend, dagegen in Zürich seine Handlungen als immer strafbarer geschildert wurden, glaubten sie sich verpflichtet, ihm Kenntniß von der gegen ihn herrschenden Stimmung zu geben und ihn zu warnen, in der Hoffnung, den Schwärmer vielleicht wieder von seinen Verirrungen zurückzubringen.

Schweizer wurde durch diese wohlmeinenden Mittheilungen heftig erschüttert; er hatte nie geglaubt, der zürcherischen Regierung, geschweige denn seinen Mitbürgern von seinem Treiben in Paris Rechenschaft schuldig zu sein. Er war sich keiner andern als edler Zwecke bewußt. Wenn auch nicht zu ruhiger und unbefangener Beobachtung geeignet, erkannte er doch, in dem Mittelpunkte der revolutionären Wirksamkeit stehend, die Wichtigkeit der Zeit weit früher, als man dieselbe in der Schweiz zu würdigen verstand, sowie die ungeheuren Mittel, die für Umgestaltung der ganzen Welt in Bewegung gesetzt wurden. Die Mißstimmung der Revolutionsbeförderer gegen die aristokratischen Schweizerkantone entging seinen Blicken nicht, und wenn er Winke nach Zürich sandte, wie hier eine allmälige, dem Geist der Zeit ange-

messene Veränderung der politischen Formen immer dringlicher werde, damit nicht, trotz dem Schutz aller übrigen europäischen Mächte, eine solche gewaltsam durchgesetzt werde, so wußte er dagegen in Paris, woselbst er epochenweise bedeutenden Einfluß hatte, manches Ungewitter, das gegen die Schweiz sich erheben wollte, zu beschwören oder unschädlich abzuleiten; denn ungeachtet seiner häufigen spaßhaften Ausfälle gegen unsere Kleinstädterei, war er seinem Vaterlande mit aufrichtiger und treuer Liebe zugethan.

Dieses Bewußtsein, nur das Gute zu wollen und dasselbe nach seinen Einsichten befördert zu haben, wurde jetzt durch die Mittheilungen und Warnungen seiner Freunde zu lebhaftem Gefühl gesteigert, das in einem Gemisch von Wehmuth, Entrüstung und spöttischem Trotz in seinem ohnehin bewegten Gemüth aufkochte. Er hatte den Gedanken noch nicht ganz aufgegeben, wenn die Sachen in Frankreich eine schlimme Wendung nehmen sollten, sich nach Zürich zurückzuziehen. Nun aber glaubte er sich in der Vaterstadt verkannt, verrathen und selbst in Gefahr, wenn er dahin zurückkehren sollte, mißhandelt zu werden. Seine aufgeschreckte Phantasie vergrößerte alles.

An einem trüben Herbstmorgen lief er einsam in dem Garten der Tuilerien umher und haderte mit seinem Schicksal. Er beschloß, sich zu rechtfertigen und seine Klagen ergossen sich in poetischen Formen. Es ist noch ein Umschlag „meine Verbannung, mein Schicksal" überschrieben, aus jener Zeit vorhanden, in welchem auf einzelnen unzusammenhängenden Blättern der Ausdruck seiner damaligen Stimmung zu erkennen ist. Diese flüchtigen, kaum leserlichen Aeußerungen, die bald an Lavater, bald an Bürkli*) oder andere gerichtet werden sollten, sind in psychologischer Beziehung so bedeutend, daß wenigstens einige Stellen hier angeführt zu werden verdienen.

Er läßt sich zuerst vernehmen, wie seine Wünsche nach der Heimat gerichtet waren; dann heißt es:

*) Vermuthlich der durch seine poetischen Versuche bekannte Zunftmeister Johannes Bürkli, geb. 1745, gest. 1804. (Vide Allg. deutsche Biographie.) P.

„Aber nun halt ich in zitternden Händen den Brief ewiger Ver-
„bannung, die Vorwürfe meiner Freunde, und reiße mich laut weinend
„von den Gefährten meines Unglücks, von meinem lockengeschmückten
„Weibe, von meinem pockennarbigten Gesellen (Jeanneret) los, um
„einsam in dem rothbelaubten Tuilerienwalde meinen Kummer in das
„Geseufze der Turteltauben zu verhauchen. Es schleichen zauberische
„Gestalten herbei, von denen ich mein Auge wegwenden muß ....."

„Euch werd' ich nicht mehr seh'n, scheue Töchter der Limmat, die
„Blumenhäupter auf schönem Nacken spiegeln, deren blaue Augen und
„blonde Locken jeden bezaubern*). Nicht mehr besuche ich des verbrüderten
„Freundes Garten, wo ihm der Kreis goldlockiger Kinder wie seine
„Rosen blühen! Nicht mehr sitz ich vor euern tugendhaften Weibern,
„um ihnen meine Odyssee zu erzählen!"

„Mit mir klagen nur wenige Thränen. Unterdrücktes Schluchzen
„erschüttert die Brust des treuen Diggelmann; er verbirgt sich vor
„seinen Gefährten, schleicht gebückten Hauptes den Pfad der Schanze
„hinauf, und seinem schlummerlosen Auge leuchtet Nachts die Lampe.
„Er sieht mit Kummer das liebe Haus des Herrn und der Alten
„Gräber und mein Bruder ist ihm dennoch nicht Plage!"

„Meine Freunde rufen mir zu: „Wie? du wärest unser Einer und
„wärest nicht zufrieden? Schätzest Ruhe, stillen Genuß deines eigenen
„Glückes und deine kostbaren Bürgerrechte nicht so sehr, daß du nicht,
„wie wir hören müssen, dich verlauten lassest, es wäre manches besser
„und gerechter im Staate zu dessen Flor zu machen; als ob der Staat,

*) Wenn auch Schweizer sich hier mit einer Art von poetischer Sehnsucht seiner liebenswürdigen Landsmänninnen erinnert, so hat er sie dagegen in seinen Schilderungen von A bis Z. unter dem Artikel „Frauenzimmer von Zürich" mit folgenden Worten scharf gezeichnet: Ihr Putz ist immer sonntäglich. Sie schleppen durch's Koth die schönsten Assemblee-Roben, die anderswo nur für das Kutschenfahren bestimmt sind. Ihre Geberden sind bäurisch. Ihr Hochmuth ist es ebenso, mehr Löffelei als Stolz. Sie sind scheu oder unverschämt frech und lachen wie Dorfmädchen einem in's Gesicht. Sie neigen sich vor keinem Grüßenden, sondern es bedünkt sie großer Ton, es nicht zu thun. Den ersten Burschen der ihnen gefällt, heirathen sie!! D. H.

„gleich einer Statue von Trippel, beurtheilt und beide gleich so voll-
„kommen als möglich sein müßten! Wer, von Europas Knechten allen,
„hat uns nicht Bewunderung gezollt? In unsern Tagen, wo man
„noch recht zu studiren weiß, wog man Gräzias, Roms, Brittaniens
„und Amerikas Sentenzen gegen Bruns und sah jene für fremde
„Pflanzen an, die auf unserm Boden nichts taugen, da jedes Klima
„seine eigene Botanik hat. Sieh wie absurd die Menschenrechte, an
„die vielleicht du glaubest, wenn auf Treu und Glauben sie veräußert
„sind und das Gegentheil verbriefet, besiegelt und so oft beschworen ist!
„Ein Eid ist ein Eid, er verspreche was er wolle ... Alle Leute, denen
„es wohl ist, sind ja zufrieden. Gibt es irgendwo Eigensinnige, die
„ungeachtet der trefflichen Baumeister, die unsern Staatspalast auf
„ewig, wie's noch keine konnten, zu bauen wußten, behaupten, er sei
„jetzt morsch, Zeit und Salpeter hätten die Mauern erschüttert: diesen
„Narren sollten wir erlauben, zu untersuchen, damit sie etwa gar aus
„Bosheit alles zusammenschlagen? Nein, Nein! Solche Thoren sind
„wir nicht! — Sieh, so spricht, so schreibt man von dir und wenn
„du nicht dich bald und gänzlich besserst, so könnte unbezähmbarer
„Köpfe Schicksal dir werden; du könntest, mit deiner Schlafmütze über'm
„Ohr, hinter'm Gitter der Wachtstube auf dem Rathhaus, den Zunft-
„gesellschaften in der Nachbarschaft, selbst Freunden zum Spaße dienen,
„daß auch die Bauern, in Zwilchkitteln an dich hinaufgaffend, bald die
„Frucht des Raisonnirens sähen! Oder wenn auch dein Plauderwesen
„unser Magistrat für das Delirium eines Thoren, der Maxime nach,
„halten sollte, daß alle die sprechen, nicht handeln dürfen, so wirst du
„eben so wenig zu unsern Gesellschaften passen, wie Einer in den Rath,
„der keinen spanischen Kragen trüge, und so wenig verstanden als der
„Stadtschreiber, wenn er ohne Retzitativ unsern Schwörbrief läse oder
„einer auf der Kanzel deutsch spräche."

„So warnen mit bitterer Laune meine Freunde mich. — Was
„war mein Verbrechen? Mir legte Pflicht und ein heiliger Eid auf,
„zu thun, was dem Besten des Staates angemessen wäre und weil

„nirgends die schlechten Staatsverwalter dieses lehren, so wollt' ich's „draußen lernen. Ich strebte nach Kühnheit und Vaterlandsbesserung, „vertheidigte den französischen Patriotismus gegen Thoren, die ihn „beschimpften, ... gestand meinen Haß gegen die Aristokratie und mein „Gedicht über die französische Freiheit erwarb mir Feinde. Solche „Verbrechen verzeihen Aristokraten nicht!"

Auf einem andern Blatte heißt es: „da ich mich aber nicht will „abschrecken lassen, vielmehr mein Häuschen am Zürichbergfuß, (das „damals noch nicht veräußert war) beziehen möchte, so beruhige mich, „wer es ehrlich mit mir meint; er sage mir, ob ich auf einer Pro„skriptionsliste stehe, ob an mir der neuen Meinungen Widerlegung „versucht werden soll? Ob ich, dem Sperber gleich, zum Schrecken „Anderer, an das Scheunenthor genagelt werden soll? Und ob ich „wirklich etwas gesagt, gedacht oder gethan habe, das den Staatsgesetzen „oder dem Sinn seiner Schriftgelehrten zuwider ist?"

„Ich würde so friedlich wie der Offizier aus dem Feld in seine „Garnison, zurückkehren; denn obwohl, wie Homer sagt, Eisen und „Streit Männer anziehen, so will ich auch mit auf die Zunft gehen, „im Burgermantel, der heiß im Sommer und im Winter doch nicht „warm gibt" ...

An andern Stellen dieser unzusammenhängenden Rhapsodie verwirft er wieder den Gedanken der Rückkehr:

„Ich will lieber außen bleiben, als wie ein kopfverzollter Jude „unter muthwilligen Jungen unter euch sein. Nur immer zu schweigen „wär' auch für einen stoischen Römer schwer!" ... „Eine dreizehnköpfige „Hekate ist unsre Konstitution. Lieber alte Meinungen ablegen, wie „alte Kleider, als sie beibehalten; lieber aus dem Hause ziehen, eh' es „fällt," u. dgl. m.

In wie fern Schweizer diese in der ersten Aufwallung hingeworfenen und zerstreuten Gedanken in ein Ganzes zusammengeschmolzen, nur einen Theil desselben herausgehoben, oder gar nichts davon nach Zürich geschrieben, ist mir unbewußt. Was er sich auch einbilden mochte, seine

Freunde blieben ihm treu, sie bedauerten ihn aber, denn sie mußten ihn damals aufgeben, weil sie einsahen, daß ihre Argumente ihn nicht zurückbringen könnten, so lange nicht andere Eindrücke von außenher ihm eine andere Richtung geben würden. Der Zürcherbutsch erging über ihn in vollem Maß, indeß ihn sein Geschick immer tiefer in den Strom der Revolution hineintrieb.*)

Im April 1791 beweinte Schweizer, mit Paris und ganz Frankreich, den Tod seines Freundes Mirabeau, der mitten in seiner glänzenden Laufbahn, in Folge seiner Ausschweifungen von einem Entzündungsfieber dahingerafft wurde. Er war in manchen Beziehungen ein Bösewicht gewesen und hatte unendlich viel Unheil gestiftet, allein seines Geistes Kraft und Gewandtheit überwog diese niedrigen Eigenschaften dermaßen, daß selbst seine Feinde, wie er von dem Schauplatz abtrat, ihn vergötterten. Schweizer kannte ihn nur von der bessern Seite und wenn Mirabeau diese geltend machen wollte, war er unwiderstehlich. So schildert ihn Schweizer in folgenden Zeilen:

Mirabeau im Orkus.

„Herrscher der Schatten, so schläfst auch du wie Könige schlafen?
„Sieh dein luftiges Volk wünschet sich Knochen und Mark!
„Mirabeau, hör ihn, er spricht! Schon lächelte ihme Erynnis,
„Und das Gesetzbuch durchsieht Minos, zu mildern sein Loos!
„Wälze der Felsen mehr vor, o Pluto, oder empor, dann,
„Göttern, denen du grollst, jage den Gallier zu!
„Denn dein düstres Gewölb macht sonst der Rebelle zum Festsaal,
„Droben hingegen zerstört bald er zum Orkus Olymp."

Sein Tod konnte damals auch für Schweizer als wahrer Verlust betrachtet werden, denn Mirabeau war eigentlich ein konstitutioneller

*) Das schweizerische Wort Butsch bedeutet einen plötzlichen Andrang und Stoß in Masse. In näherer Beziehung enthält das Wort „Zürichbutsch" einen höchst charakteristischen Begriff von der Leichtigkeit, womit das reizbare Zürcherpublikum über irgend einen Menschen oder eine Sache ebenso allgemein und schnell, wie der Wind, sich wendet, vom „Hosianna" zum „Kreuzige" überzugehen pflegt. D. H.

Monarchist, der jenen durch seine Beredsamkeit von allzu überspannten Freiheitsbegriffen hätte zurückbringen können. Nun aber ließ Schweizer sich noch länger von dem Strome mit fortreißen, bis endlich Marat, Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois und andere dieses Gelichters ihre wüthenden Grundsätze allein geltend machten. Erst jetzt wandte er sich mit Abscheu von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg, die er, selbst mit ihren unausweichlichen Uebeln, immer noch für ein erwünschtes Rettungsmittel der Sache seines Herzens hielt, so lange er nicht offenbare Gräuelthaten begehen sah, die er bald wieder vergaß. Wo er sich an besser geglaubte Revolutionsmänner von Neuem anschließen konnte, geschah das mit einem Eifer, den keine eignen Opfer abschrecken konnten.

Es wäre höchst merkwürdig, eine klare Uebersicht seiner Verhältnisse in der damaligen Zeit vor Augen zu haben und daraus seinen Ideengang ausmitteln zu können; allein die Gefahr, etwas darüber dem Papier zu vertrauen, und der Drang der immer wechselnden Ereignisse gestatteten ihm nicht, ein Tagebuch zu führen, wie er das sonst epochenweise zu thun pflegte und somit sind durchaus keine schriftlichen Dokumente aus jenen verhängnißvollen Tagen mehr vorhanden, die seinen raschen Gang durch die ersten Revolutionsjahre befriedigend beleuchten könnten. Einfluß muß er von Zeit zu Zeit ausgeübt haben; dieses erhellet mitunter auch aus dem besondern und hinlänglich erwiesenen Umstand, daß Schweizer es war, der gegen das Ende des Jahres 1791 beauftragt wurde, die geheime Lokal-Instruktion für den nach der Schweiz ernannten Botschafter Barthelemy aufzusetzen.

Uebrigens ward seine Seele allmälig von traurigen Ahnungen verdüstert. Er mußte sehen, wie Männer, die er verehrte, und welche sich bestrebten, die feierlich beschworene Verfassung in ihrer Würde aufrecht zu erhalten, mit dieser selbst zu Boden getreten wurden, wie alle Ordnung und rechtmäßige Gewalt unterdrückt war, wie in dem Chaos der mit grenzenloser Heftigkeit einander bekämpfenden Partheien

die frechste Anarchie immer mehr die Oberhand gewann, wie tägliche Opfer ihrer steigenden Wuth unter dem Beile des Henkers fielen; wie selbst die Stellvertreter der Nation durch den Einfluß mächtiger Bösewichte in ihrer Mitte, und durch das verwirrte Geschrei eines aufgehetzten, raub- und blutgierigen Pöbels unterjocht, die schändlichsten Handlungen nicht bloß billigten, sondern dieselben sogar wie Triumphe feierten.

Vorzüglich empörte ihn der eckelhafte Pomp, womit die Soldaten des Schweizerregimentes von Chateauvieux, welche ein Jahr zuvor in Nancy gegen ihre Offiziere rebellirt, dieselben mißhandelt und bestohlen und gräßliche Ausschweifungen begangen hatten, die durch das Standrecht der Schweizerregimenter von Vigier und Castella als Meuter und Diebe zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren, nunmehr aus den verdienten Ketten befreit, nach Paris berufen, der Ehre der Sitzung in der Nationalversammlung theilhaftig, in einer lächerlichen Prozession (im April 1792) durch die ganze Stadt zur Schau geführt und auf dem nämlichen Märzfelde, wo sie den Eid geschworen, den sie nachher mit Füßen traten, als Märtyrer der Freiheit verherrlicht wurden.

An diesem Tage flüchtete Schweizer sich wieder in den Garten der Tuilerien und hauchte daselbst seine tiefe Wehmuth und Entrüstung in einer noch vorhandenen Elegie aus. Er heißt darin diese Soldaten von Chateauvieux:

.... „Verworfene, die sonst des Henkers Karren führt,"
welche „Themis, wo ihr Recht noch herrschte,
.... „mit dem Fuß zu Staube trat!

Dann ruft er aus:

„Edle Gallier, am Vaterlandsaltare
„So hoch erhebend jüngst das Schwert,
„Als zum Befreier Zeus ihr stolze Eide schwuret,
„Die aber jetzt mit rohem Stab
„Durch's Joch der Anarchie ein niedrer Schreier treibt,
„Ihr fühlt jetzt, welche Tyranney
„Den Dolch des Römers heischt und Tells gefüllten Köcher.
„Hervor denn, Männer, aus den Reih'n!" u. s. w.

Aber die Männer, welche aus den Reihen traten, waren die Jakobiner, unterstützt von der Hefe des verruchtesten Pöbels und durch die von Marseille herbeigerufenen Mörderhaufen. Ihre Raserei wurde noch gesteigert durch den Andrang fremder Heere, welche von Außen her die Ordnung herstellen und den König wieder in seine Rechte einsetzen sollten und durch die auf den eiteln Geist der Franzosen nicht klug berechnete Proklamation des Herzogs von Braunschweig. Die königliche Macht war bereits zum Schatten herabgewürdigt, und das Komplott, den Monarchen in seinem Palast zu überfallen und ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden, wurde öffentlich besprochen. Kein rechtlicher Mensch war seines Lebens von heut auf Morgen mehr sicher.

Noch immer wandelte Schweizer furchtlos in Paris umher. Er horchte, er beobachtete, er band sogar mit den Marseillanern, die er verabscheute, an, um immer zu erfahren, was vorging, um vielleicht noch irgendwo eine Gräuelthat hindern zu können. Der sanfte gleichmüthige König war früher sein Held nicht gewesen; nun aber bedauerte er diesen unglücklichen Monarchen aufrichtig und war für sein Schicksal besorgt.*)

In Schweizers Haus trafen damals nur noch gemäßigte Leute und solche zusammen, die Ludwig XVI. hätten retten mögen. Unter diesen befand sich Terrier de Monciel, der bei dem öftern Ministerwechsel einige Wochen und über den 20. Juni 1792, wo der

*) Auch Magdalene liebte den guten König, und nach seinem Tode wußte sie sich (wahrscheinlich durch Clery, des Königs Kammerdiener, den sie kannte) ein Stückchen von dem Kleide zu verschaffen, in welchem der unglückliche Monarch auf das Blutgerüst geführt worden war. Sie trug dasselbe lange Zeit, in einen Ring gefaßt, am Finger und schenkte es nachher meinem Vater. Ich habe nur ein kleines Fragment davon behalten und mit dem Ueberreste dieser Reliquie verschiedene Personen höchlich erfreut.

D. H.

Pöbel in die Tuilerien eingebrochen, und dem König die rothe Mütze auf das Haupt gesetzt hatte, Minister des Innern war.

Ein anderer Freund des Schweizer'schen Hauses, der Herzog von Liancourt, kommandirte in Rouen, und hatte daselbst den Plan gemacht, die königliche Familie, wo möglich noch vor dem Ausbruch der Jakobinerverschwörung, nach Rouen, nöthigenfalls gar nach England hinüber zu entführen und zu retten. Monciel, mit Liancourt einverstanden, betrieb diese Angelegenheit gegen Ende Juli in Paris. Das Geld wurde dabei nicht gespart; die Partei des Hofes füllte zu diesem Zwecke eine Kasse mit Gold und stellte dieselbe zu Monciel's Verfügung. Bremond, der immer bei Schweizer steckte, um zu erspähen, ob nichts für ihn zu thun und zu gewinnen sei, hatte sich bereits bei Monciel eingeschmeichelt, wie er sich bei gegebenem Anlaß eben so gut an einen Marat oder Collot d'Herbois gehalten hätte; er wurde nun seiner Pfiffigkeit wegen von jenem als Unterhändler gebraucht, und ihm sogar die Kasse anvertraut.

Die Jakobiner, welche überall ihre Spione hatten, bekamen Wind von diesem Plane, und von einer zur Ausführung desselben bestimmten Kasse, ohne jedoch der Sache noch ganz auf der Spur zu sein. Bremond sah sich beobachtet, und mußte alle vier und zwanzig Stunden mit seiner Kasse aus einem Haus in's andere ziehen, weil Niemand ein so gefährliches Depositum unter seinem Dache dulden wollte. Endlich fand er für rathsam, dasselbe bei Schweizer unterzubringen, und dieser, dem gar nicht beifiel, welche Folgen daraus für ihn erwachsen könnten, war gleich bereit, dem Wunsche zu entsprechen. Die Kasse ward bei Nacht und Nebel in Schweizers Wohnung gebracht, in das Comptoir gestellt, als gehöre sie der Handlung, und Bremond kam nun einige Abende hintereinander durch die Dämmerung herbei geschlichen, schloß die verhängnißvolle Kiste auf, worin kleine seidene Beutel mit 10, 15 bis 20 Louis d'ors gefüllt, auf einem Haufen lagen, steckte deren, so viel als er glaubte nöthig zu haben, ein, und begab sich dann in die

Vorstadt St. Antoine, um daselbst die Schreier und Anführer des Pöbels durch Bestechung zu gewinnen.

Allein der König wollte sich lieber aufopfern, als zum zweitenmal die Flucht ergreifen. Diese wäre auch unausführbar gewesen, denn der Plan war vollends entdeckt, und die Urheber desselben stoben auseinander, und flüchteten sich über die Grenzen. Nur Bremond, der die Kasse nicht mitnehmen konnte, und sie doch nicht im Stich lassen wollte, blieb zurück, und zitterte, jeden Augenblick ergriffen und hingerichtet zu werden.

Schweizer, obgleich er Gefahr lief, in diesen Handel mit verwickelt zu werden, hielt den Intriganten über acht Tage in seinem Hause versteckt, bis es ihm gelang, demselben einen Paß, der 30,000 Franken gekostet haben soll, zu verschaffen, womit Bremond entwischte, um sich zum General Dumouriez, an den ihn Schweizer empfohlen hatte, und alsdann von der Armee nach England zu begeben. Die Kasse blieb, noch mehr als zur Hälfte voll, auf dem Comptoir stehen.

Schweizer glaubte sich auf die Treue seiner Dienstboten, die Alles, was vorgefallen, beobachtet hatten, um so eher verlassen zu dürfen, als sie stets von ihm und Magdalene mit der größten Freundschaft und Freigebigkeit waren behandelt worden. Er hatte den Sohn des Haushofmeisters Jahre lang und auf seine Kosten bei Fiesinger im Zeichnen unterrichten lassen und wie ein Vater für seine übrigen Kinder gesorgt.

Eines Morgens aber trat der Kammerdiener in Schweizers Zimmer und sprach:

„Monsieur, vous savez qu'il y a une guillotine, vous savez „aussi quelle caisse M. Bremond a déposé chez vous. Je veus en „avoir ma part, ou de ce pas je vais vous dénoncer.“ Und abgeredetermaßen hatte die Hausmeisterin Finot sich in der nämlichen Minute zu Magdalene begeben, und sie durch die gleiche Erklärung überrascht.

Schweizer und Magdalene sahen sich verrathen, und auf eine Weise bedroht, welche den geringsten Widerstand unmöglich, sogar

verderblich gemacht hätte. Mangin und die Finot wurden in das Comptoir geführt, die Kasse, zu welcher Bremond den Schlüssel zurückgelassen, ward aufgemacht, die Verräther packten des Goldes so viel ein, als sie fortschleppen konnten, verließen auf der Stelle das Haus, verheiratheten sich mit einander, und kauften sich aus dem Raub ein Nationalgut unweit von Paris, wo sie von nun an auf einem von Emigranten verlassenen Schlosse ein bequemes Leben führten.

Dieser verruchten Handlung gedachte die gute Magdalene in ihren hinterlassenen Schriften nur beiläufig mit folgenden Worten:

„Nos deux domestiques ont décampé avec de l'argent confié „après avoir été huit ans à notre service, avec trois enfants, que „nous avons élevé. La femme étoit d'une aimable douceur jusqu'à „l'époque de la révolution, pour lors elle s'est comportée en veritable „furie.“

Den Ueberrest des königlichen Geldes, der noch 5000 Louis d'or betrug, nahm Jeanneret, von Bremond dazu beauftragt, in die Handlung, wo derselbe in kurzer Zeit mit den letzten Geldern der Firma verspekulirt worden ist und wozu auch Jean Claude Picquet mitgeholfen hat.

Schweizer wußte mit ganz Paris, welche Gräuelscenen vorbereitet wurden. Das Gewitter, welches immer dunkler und drohender sich über Frankreich's Hauptstadt zusammen geballt hatte, brach endlich am 10. August 1792 aus. Der losgebundene Pöbel, aufgehetzt von seinen strafbaren Führern, verstärkt durch die Kannibalenhorden der Marseillaner, erstürmte den Palast seines Königs, und nöthigte diesen Märtyrer der edelsten Grundsätze, sich den grimmigsten Feinden seiner geheiligten Person, mit seiner ganzen Familie gleich Opferlämmern zu überliefern. Seine Anhänger wurden zerstreut oder ermordet und die Schweizergarde vergoß ihr Heldenblut auf den zertrümmerten Stufen des zusammensinkenden Thrones, unerschütterlich treu bis in den Tod.

Schweizer blieb an diesem fürchterlichen Tage in seiner Wohnung verschlossen. Auch seinem Leben drohte Gefahr, die er nicht gescheut hätte, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, irgend ein Verbrechen zu verhüten. Aber allein, und für den Augenblick abgeschnitten von allen besser gesinnten Menschen, vermochte er nichts, durchaus nichts zu thun, und mußte bei seiner eingeschüchterten Gattin und während die Scheiben seiner Fenster von dem Donner des groben Geschützes klirrten, gefoltert von den schmerzlichsten Gefühlen, den Ausgang dieser schrecklichen Mordscene erwarten.

In der Dämmerung des Abends und wie das Schießen nachließ, vermochte er nicht länger im Hause zu verweilen. Es drängte ihn hinaus, er mußte sich erkennen.

Da trat ein junger Zürcher, J. Konrad Stocker, der, unbewußt was vorging, am Morgen unter die anrückenden Wütheriche gerathen war und sich wie durch ein Wunder aus ihren Klauen gerettet hatte, zu ihm ein. Hastig verkleidete Schweizer diesen und sich selbst in Perückenmacher-Gesellen und unter dieser Maske eilten beide den Tuilerien zu.

Die hellen Flammen der rings um den Pallast in Brand gesteckten Häuser beleuchteten das gräßliche Schauspiel. Schweizer und sein Gefährte drängten sich, über Haufen zerstümmelter Leichen, durch die Massen des teuflisch frohlockenden Volkes. Um nicht verdächtig zu werden, mußten sie „Vive la liberté“ und „à bas les tyrans!“ mit den Verbrechern heulen und ihren schändlichen Thaten Beifall zurufen. So stiegen sie die blutbefleckten Stufen hinan, gelangten bis in die innersten Sääle des Palastes und sahen die königliche Wohnung verheert, geplündert und in eine Mördergrube verwandelt. Fortgerissen von der hin- und herwogenden Menge erreichten sie wieder den Ausgang. Bei jedem Schritt stolperten sie über gefallene Brüder, an deren zerschmetterten Körpern Weiber und Kinder den freveln Muth in eckelhaften Mißhandlungen kühlten. Es waren jene Torsen, die am folgenden Morgen noch zur Schau lagen, unter welchen, von seinen Schülern begleitet,

der berühmte Maler David mit kalter Stirne hin- und herwandelte, sie mit den Füßen umwandte, bis er gefunden, was er suchte und je die schönsten wegtragen ließ, um sie zu akademischen Studien zu benutzen.

Schweizer spähte ringsumher und erblickte im Helldunkel einer Vertiefung, hinter den Gittern eines Kellerhalses, drei Menschen schwebend versteckt. Er trat näher und erkannte an den rothen Uniformen in diesen Unglücklichen unerreicht gebliebene Landsleute. In der Sprache der Heimat, die ihnen hier wie eine Stimme vom Himmel erklingen mußte, versprach er, sie zu retten. Unbeachtet von der trunkenen Menge boten er und sein wackerer Gefährte den zitternden Gardisten die Hände, hoben sie heraus, halfen sie schnell entkleiden und führten sie durch Umwege in Schweizers Wohnung. Hier wurden sie mit Speise und Trank erquickt und auf den Heuschober versteckt.

Kein Schlaf senkte sich auf Schweizers brennende Augen. Ergrimmt über den Schimpf, der seinem Vaterlande widerfahren, durchwachte er die Nacht unter tausend Gedanken der Rache. Mit grauendem Morgen lief er zu einem andern Landsmann, H. Heinrich Meister, von Zürich, der als Gelehrter zu Paris in gewichtigem Ansehen stand und forderte diesen dringend auf, mit ihm vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung zu treten und im Namen der gesammten Eidgenossenschaft die französische Nation anzuklagen, für den Mord der Schweizergarde Genugthuung und zugleich die Auslieferung der Verschontgebliebenen zu verlangen.

H. Meister, ebenso empört wie Schweizer, doch kühleren Blutes die Folgen fruchtloser Blosstellung berechnend, ermahnte ihn, von solchem Vorhaben abzustehen. Er bewies ihm, wie er durch ein solches Wagstück sein eigenes Leben aufopfern würde, vermittelst dessen Erhaltung ihm vielleicht noch gelingen könnte, dasjenige gefangener Landsleute zu retten. Er anerbot sich, einen reichen und wackern Marseillaner, Namens Audibert, aufzusuchen und diesen, der früher in seiner Vaterstadt viel gutes gethan und daher noch einigen Einfluß auf seine tobenden, nach Paris gezogenen Mitbürger haben könnte, aufzufordern, sich als

Vermittler für die Rettung der überall verfolgten Gardisten zu verwenden. Durch dieses Anerbieten wurde Schweizer einigermaßen beruhigt. H. Meister führte seinen edlen Vorsatz auf der Stelle und mit gutem Erfolg aus. Audibert ließ sich zu der schwierigen und gefährlichen Unterhandlung bereden, sie verzog sich aber mehrere Tage.

Wie dieselbe endlich zum Abschluß kommen sollte, wanderte Schweizer kühnen Schrittes nach der Barfüßer-Kaserne, die Raubhöhle der Marseillaner, wo eine kleine Abtheilung Schweizergardisten, die den Tod nicht gefunden, bewacht wurden.

Dort lagen die Leichen der Kannibalen, die als Opfer eigner Wuth vor den Schweizern gefallen, noch in Särgen zur Schau ausgestellt, umgeben von ihren bluttriefenden Spießgesellen, die unter fürchterlichen Verwünschungen den verdienten Tod ihrer Brüder zu rächen schwuren. Und Angesichts dieser scheußlichen Gestalten wagte es der hochherzige Schweizer, im Namen der Menschlichkeit, die solchen Banditen fremd war, das Leben seiner übrig gebliebenen Landsleute als eine Gnade zu erbetteln.

Es läßt sich kaum begreifen, wie Schweizer hier nicht ermordet wurde. Seine Beredsamkeit mußte hinreißend gewesen sein. Die Wuth der Horde legte sich, und Schweizer hatte das beseeligende Gefühl, viele von seinen hier gefangenen Landsleuten zu befreien. Er selbst zog über diese schönste Handlung seines Lebens einen bescheidenen Schleier, allein sie ist durch Zeugen erwiesen. Wie groß die Zahl der Geretteten war, ist unbekannt. Einige derselben, nebst denjenigen, welche er bereits in seinem Hause versteckt hatte, wußte er, in Troßgesellen verkleidet, mit einem nach der Armee abgehenden Transport Pferde, glücklich aus Paris wegzubringen, sowie er Bremond unter der nämlichen Verkleidung gerettet hatte; Andere reisten unter geborgten Namen mit Post aus Frankreich, wie z. B. der Baron Hch. Salis und ein H. de Lüze von Neuenburg, die im ersten Augenblicke eine andere Zuflucht gefunden, welchen er aber nun durch den schwedischen Gesandten zu Pässen verhalf. Es können heut zu Tage noch welche von ihnen leben, und der Ein-

weihung des kolossalen Denkmals, das den Schweizerhelden des zehnten Augusts in Luzern errichtet worden, beigewohnt haben, ohne nur zu wissen, wem sie den Dank für ihre Erhaltung schuldig sind.

Mag auch Schweizer, im Taumel schwärmerischer Freiheitsgefühle, mitunter die Grenzen der Schicklichkeit überschritten, früher und später Mißbilligung unüberlegter Reden oder Handlungen von seinen Landsleuten verdient haben; — wer in so verhängnißvollem Augenblick und mit offenbarer Gefahr des eigenen Lebens, solchen Muthes, solch' erhabener Aufopferung fähig war, der ist und bleibt ein edler Mensch!

Aufgeregt in seinem Innersten und hastig hin- und herlaufend, um sich für die noch lebenden Gardisten zu verwenden, war Schweizer, dessen zartes Nervengewebe solche vereinte Anstrengung des Geistes und Körpers selten aushielt, gegen Ende August krank geworden und mußte über die stürmischen Mordtage des Septembers sogar das Bett hüten. Es war dieses für ihn eine wohlthätige Krankheit, denn höchst wahrscheinlich wäre auch er, wenn er sich länger für seine unglücklichen Landsleute, deren noch viele in der Abtei gefangen waren, hätte beschäftigen können, verdächtig geworden und wer damals verdächtig war, der wurde auch ohne Gnade hingerichtet.

Am 20. August hatte er an meinen Vater geschrieben, um von sich und Magdalene wenigstens ein Lebenszeichen zu geben. In diesem Briefe heißt es:

„Nous sommes malheureux de bien plus que vous ne pensez, „mais aussi avons nous appris à souffrir, et notre courage est aussi peu „à bout que nos tourments le sont. Votre niéce est un ange de „bonté et de mépris de ces horreurs là, mais justement ce mépris „est un grand tourment pour elle, et plus que la mort, le pillage „et les autres maux dont on nous ménace. Ce qui me deséspère „moi, c'est le sort qui attend nos malheureux officiers captifs, que „l'assemblée nationale et l'éspèce d'honnêtes gens qu'il y a encore,

„veulent sauver, mais dont le peuple, ce seul maître du jour, „demande la tête avec la fureur la plus inhumaine et des menaces „qui éffrayent ces heros mêmes. Je n'ai rien écrit à Zurich, mais „j'ai agi ici, mes compatriotes peuvent me rendre ce témoignage. „Je vous quitte pour aller encore négocier avec leurs assasins „mêmes les Marseillois, qui sont devenus leurs juges, dénonciateurs „et témoins. Les ambassadeurs étrangers qui sont encore ici, n'ont „osé faire aucune reclamation en leur faveur u. s. w."

Schweizer hatte nämlich nur diejenigen retten können, welche in die Mördergrube der Marseillaner gebracht worden waren; über das Schicksal derjenigen, welche in andern Gefängnissen verwahrt und dann septembrisirt wurden, vermochte sein menschenfreundlicher Eifer sich, aller seiner Bemühungen ungeachtet, nicht auszudehnen.

Es ist auch noch ein Brief vorhanden, den Magdalene am 12. September (1792) nach Zürich an H. Füßli schrieb, der viele Jahre als Künstler in Paris zugebracht, bei steigender Gefahr sich aber noch vor dem 10. August nach der Schweiz begeben hatte. Dieser Brief mit seinen Schreibfehlern, (da Magdalene bereits die deutsche Sprache fast vergessen hatte) und in seinen Uebergängen von fürchterlichen und traurigen zu komischen Schilderungen, ist so eigenthümlich, daß derselbe hier buchstäblich eingerückt zu werden verdient.

„Man sagt ds. keine Briefe sicher abgehen, ich sparte ds schreiben „auf die abreise hr. Rahn u. Stocker, aber diese lieben Compatrioten „musten blizschnel fon der reisegelegenheit profitiren, u. ach wie „gut thaten sie, dies höllenort zu ferlassen, u. wie freue ich mich „sie bester herr fuessli in der lieben Schweiz zu wissen, obschon „ich alles an meinen compatrioten ferliehr. Alle erlichen leute „gehen weg, nur wir sind gefeselt. Ich wünschte ds. des Volkes wuth „über mich gienge, das Leben ist quälend. Ach, ws wir alles „leiden! Sie, bester herr füsli, haben zum Glück noch nichts erfahren, „zu Ihrer Zeit gieng noch alles mässig zu, und ach wie fiel musten „Ihre und meine freunde leiden: ihr namen darf ich nicht wagen

„auszusprechen (es war die Familie Terrier de Monciel gemeint),
„aber Sie wissen wol ds. es meine liebste u. einzige freundinn hier
„ist; sie und ihr brafer mann sind ferborgen, oder jez gar ausem
„Land. Sie schrieb mir, aber sagte mir nicht woh sie ist. Ihre
„Relligion und tugend unterstützt sie. Ich gehe zuweilen zu ihren
„ferwandten, aber im ferborgenen, dan unsre Schritt sind abgemessen.
„Was ich for unsere unglücklichen Schweizeren leide ist nicht zu
„beschreiben; ich wahr an einem tag so rassend, meldete mich bei
„einem folksfreund, um mein Leben for die retung der Schweizern
„anzubieten. Seit der Schweizeren fal ist meine Seele ganz zerütet.
„Ich hof ds die Schweiz die sache nicht so liegen lest. Ich schäme
„mich hier Weib zu sein! Grausamkeiten und schand-thaten thun
„si jezt ganz ofentlich. Ein Weib hat in 30 männer umgebracht,
„und unaustrückliche schandthaten mit den Körperen getrieben.
„Unser ehmaliger Jokey ist Brigant geworden, er sagte mir ins
„Gesicht ds. er gern uns tödete. Er und seine 3 brüder die ich
„alle aufgenommen um zu bekehren, sind alle (bis der kleine den
„ich noch hab) Brigand geworden. Bald hab ich niemand ehrlicher
„mehr um mich. Das merkwürdigste ist wie seit den mordtagen
„die menschen sich verbössert haben! Jedes kind lacht, hüpft und
„freut sich todtenköpfe zu sehen od. selbst im triumph in der Stadt
„herum zu tragen. Ha, Dieu, quelle génération que celle d'aujourdhui!
„O, herr füsli, ich kann mich nicht an diese grausamkeiten gewönnen,
„ferlacht werd ich ab meiner empfintlichkeit. Jezt da mein guter
„mann krank im bet, hab ich gar niemand mehr, der antheil an
„meinem Leiden nimt, ich ferberg so viel möglich meine Leiden
„vor ihm. Ich mangle gewiss nicht muth, ich hab beweise dafon
„gegeben, aber sobald ich nimer beweine die atrociteten, so würde
„ich wie andere gleichgültig darüber. Ha, Dieu me préserve d'une
„pareille insensibilité! J'aimerai mieux souffrir tout ce qu'il y a à
„souffrir, et j'en aurai encore beaucoup, car on nous prépare à des
„événemens affreux! Ich denck sie nimer in paris zu sehen, dieser

„ort ist ferlohren für die Künste auf lange hin. Fiesinger reist „auch weg weil er nichts mehr zu thun hat. Dank Ihnen, bester „herr füsli ds sie so treu der babette aufsuchen; ich liebe das „Geschöpf immer und ewig. Grüsen Sie mir was grüzbahr ist, „und machen zuweilen das fergnügen meiner lieben Tanté, ein „gläsli mallaga od. was läckerhaftes dieser art auf meine armsellige „existenz zu trinken. Beim empfang Ihres niedlichen briefes lachte „ich noch ab Ihrer munteren erfreuenden Schreibart, Sie wissen, „ds. sobald die Sonne mich anstralt, ich gleich aufgeweckt, auch „noch jez, wann ich tag und nacht au deséspoir, und nur eine „erliche treue Seele mir erscheint, so lach ich und mein herz. So „auch die Königin mit ihren 4 hemder 4 par strumpf, nur ein kleid; „darf nicht leise, keine andere sprache als französisch mit dem „Konig sprechen. Doch lacht si wan ihr abwärter zu ihr sagt: „j'avions besoin d'aller p. . . . r, pendant ce tems là vous ne parlerez „pas à votre mari. Dieser abwärter soll ein sansculotte sein, et il „ne se gêne pas de v. . . . r devant la reine. Mein mann grüst „tausendmahl sie, und ich bin mit ausgezeichneter achtung ihre ergebene

Madelene.

Auch ohne Unterschrift und wenn ich denselben in einem andern Welttheil hätte vorlesen hören, würde ich in diesem Briefe Magdalene auf der Stelle erkannt haben. So kindlich nachlässig und komisch gutmüthig schrieb und sprach sie immer.

Bei Schweizers Herstellung gab es in Frankreich keine königliche Gewalt mehr, und die Republik war inzwischen proklamirt worden.

Sonderbarer Wankelmuth des menschlichen Sinnes! Der nämliche Mann, der wenige Wochen zuvor mit Entsetzen und Abscheu gegen das Volk erfüllt war, als es den Palast seines Königs gestürmt und dessen edle Vertheidiger ermordet hatte, welcher in der ersten Aufwallung des Schmerzes die gesammte Eidgenossenschaft zur Nationalrache hätte auffordern mögen, dieser nämliche Mann wurde nun durch den Drang der Verhältnisse umgestimmt; nicht aus Furcht vor Gefahren, solche

kleine Rücksichten waren ihm fremd, sondern durch gesteigerte philosophisch-politische Ansichten, über welchen er wieder vergaß, wie viel Blut der Name Republik gekostet hatte und noch kosten würde und die er glaubte vertheidigen zu können, als seine Freunde in Zürich hofften, ihn endlich von Paris fortzubringen und ihn gefragt hatten, ob er denn auch jetzt noch den Unfug der Franzosen billige.

In einer poetischen Epistel, „der Schweizermord in Paris", welche er am 24. Oktober 1792 an seinen Freund (Casp. Schinz) geschrieben und später, jedoch im nämlichen Sinne umgearbeitet hat, spricht er sich darüber unverholen aus, und meint:

„Daß allort, wo das grause Menschenthier,
„Auf grüner Erde weidet, es zur Jagd
„Auf seines Gleichen lüstern sei."
es gäbe ..... „kein Volk
„Wenn noch so lang gewöhnt an Zucht und Milde
„Dem Bruderhaß, wie eine Pest, nicht etwa
„Sein böser Dämon bringe."

und glaubt damit jene Gräuel nicht entschuldigen zu wollen, dieselben aber gewissermaßen als unzertrennlich von großen Weltbegebenheiten erörtert zu haben. Er hält solche Krisen für unausweichlich, wie Hochgewitter an schwülen Sommertagen, und verzweifelt nicht an der Möglichkeit, noch Alles gut werden zu sehen. Er warnet in dieser Epistel das Vaterland vor unüberlegten Schritten, zumahl vor dem Gelust, sich der Koalition beizugesellen, um das Schicksal der Schweizergarde zu rächen.

„Eine Frucht, sie reift im freyen Land,
„Besonnenheit! Sie bringt in's Auge Licht,
„Und zeigt uns, daß der neue Kreuzzug nicht
„Dem großen Grabe unsrer Todten gilt."

Ja, er geht noch weiter und meint sogar, die Schweiz selbst müsse, gerade jetzt wo der Zeitpunkt gebieterisch sei, nicht nur die Entwicklung der neuen Grundsätze in Frankreich nicht hindern wollen, sondern sogar

ihre eigne Verfassung im Geiste der Zeit verändern und verbessern und läßt (in der neuen Umarbeitung) die Manen der Väter den heutigen Eidgenossen zurufen:

„Der Weisheit Baum bringt neue Frucht zu neuer Zeit,
„Wir ehrten unsere Väter nicht wie ihr
„Uns ehren wollt und tauschten ohne Schreck,
„So wie Helvetiens Wildniß heller ward,
„(Dankt ihr's uns nicht) Altäre und Gesetz!
„So thut auch ihr! Treibt keine Heuchelei,
„Und hängt dem edlen Vaterlande nicht,
„Zum Staatstalare seine Windeln um!"

So wurde Schweizer irre geleitet, zunächst durch seine eigne Phantasie, die immer nur goldene Berge und in jeder glänzenden Wolke eine Gottheit erblickte, dann aber höchst wahrscheinlich auch noch durch eifrige Bearbeitung von Seite derjenigen Männer des Tages, die zwar die Schweiz um so weniger fürchteten, als sie ganz Europa zu trotzen gedachten, jedoch, bevor sie hinlänglich gerüstet waren, die Zahl ihrer Feinde nicht noch vermehren wollten, und welche den leicht entzündbaren Schwärmer für den Mann halten mochten, der ihre Sache in der Schweiz beschönigen und dort einstweilen die aufgebrachten Gemüther zur Ruhe verweisen könnte.

Mit Anfang der Schreckenszeit wurden Schweizer und Jeanneret ihres Münzrechtes zu Marseille und ihres ganzen dort noch befindlichen Materials auf einmal und ohne die geringste Entschädigung beraubt. Die Schuldner des Hauses zahlten entweder gar nicht mehr, oder in Assignaten, deren eingebildeter Werth von Woche zu Woche immer tiefer sank. Alle Fonds der Handlung waren verspielt, verschleudert, gestohlen, untergegangen; es blieb nichts mehr übrig, was noch dazu hätte dienen können, die Geschäfte fortzuführen. Hiermit wurde Schweizers unglückliche Handelsgesellschaft mit Jeanneret, zuerst durch

ein feindseliges Schicksal und dann auch noch durch eine förmliche Akte unter beiden aufgelöst.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Schweizer sich wieder so schwach und so großmüthig wie immer. Die Handlungsbücher, Schriften und Briefe, welche Jeanneret's tolle Wagnisse hätten beleuchten und ihm gerechte Vorwürfe zuziehen können, alle diese Aktenstücke wurden diesem als unbedingtes Eigenthum überlassen, womit er nach Belieben schalten und walten, dieselben nach Gutfinden sogar vernichten konnte. Von allen ausstehenden Forderungen behielt Schweizer für eigne Rechnung nur eine einzige höchst ungewisse von vermeinten 70,000 Franken auf St. Didier, der außer Landes war und welche von einem Geschäft mit dem Abbée d'Espagnac herrührte und übernahm dagegen die Verpflichtung, mehrere Gläubiger, zumal auch den Malteserritter de Witry zu befriedigen, im Fall dieser sich jemals wieder zeigen sollte. Und endlich erhielt er von Jeanneret, der ihm sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, bloß für eine demselben aus seiner Privatkasse früher vorgestreckte Summe von 50,000 Franken, unterm 10. April 1793 eine förmliche Schuldverschreibung durch einen Notar, Kraft welcher Jeanneret versprach, diese Summe jährlich mit fünf von hundert zu verzinsen, wovon aber Schweizer in seinem Leben keinen Heller gesehen hat. Diese Schuld muß wohl mehr als rechtmäßig gewesen sein, da Schweizer sich eine solche Verschreibung dafür ausstellen ließ, welche später wieder in Anregung kommen wird.

Er hatte bereits seine Zuflucht zu den in Zürich niedergelegten 35,000 Gulden, in so weit dieses Kapital nicht verpfändet war, genommen und dasselbe war schon auf 28,000 Gulden herabgeschmolzen. Er fing nun an, seine Gemälde und Antiken zu verkaufen, und trieb zugleich eine Art von Handel mit andern Kunstsachen und Büchern, die von Emigranten zurückgelassen und durch die Revolution in Umlauf gesetzt worden waren. Da aber ausländische Spekulanten den Zeitpunkt wahrnahmen, mit baarem Geld nach Paris kamen und die seltensten Bilder für unbedeutende Summen in klingender Münze wegkauften,

so konnte Schweizer, der zu keiner Art von Handel geeignet und auch kein wirklicher Kenner war, mit seinen Assignaten wenig ausrichten, und büßte sogar noch eine kostbare Sammlung von Gemälden und ein Magazin von Büchern ein, die er glaubte rechtmäßig erworben zu haben und welche ihm unter Robespierres fürchterlicher Regierung wieder abgenommen wurden. Der Kassier Sonthonas, den er nicht los werden konnte, lag ihm noch immer auf dem Nacken; Jeanneret wohnte noch mit im Hause und beide zehrten von Schweizer's letzten Brosamen, in jenem Zeitpunkt, wo Mangel und Noth in Paris täglich fühlbarer wurden.

Und dennoch verlor er keinen Augenblick den Muth und wollte es immer noch mit dem Schicksal aufnehmen! Zuweilen wurde er verfolgt und z. B. nach Dumouriez Emigration seine Wohnung durch die Polizei auf das genaueste durchstöbert, indem er eines Einverständnisses mit dem General verdächtig war; er konnte auch damals nur mit Noth peinlicher Verhaftung entgehen. Bei einer andern „visite domiciliaire“ sollte Magdalenes vorgefundenes hessisches Familienwappen, wegen der darauf befindlichen Lilie, zum Vorwand einer Anklage dienen, was aber auch wieder beseitigt wurde. Es gelang ihm gewöhnlich, sich bei den Machthabern des Tages wieder emporzuarbeiten und einigen Einfluß zu gewinnen, den er immer wieder zum Guten anzuwenden trachtete. In seinem Eifer schrieb er an meinen Vater, und anerbot ihm Empfehlungen an alle französischen Generale für mich, im Falle ich in holländischen Diensten, wo ich mich damals befand, und wie der Krieg ausgebrochen war, in Gefangenschaft gerathen sollte. Er war überall thätig und drängte sich durch alle Hindernisse fort. Er fand sogar noch öfters Zeit, Verse zu machen, da seine Gedanken bei jeder Spannung sich gewöhnlich in Jamben ergossen.

Wenn man sich wundert, daß Schweizer bei öftern Anklagen, die gegen ihn stattfanden, dennoch nie verhaftet und wie tausend andere Unschuldige auf das Mordgerüst geschleppt wurde, so läßt sich diese

Sicherheit nicht anders als mit den Worten erklären, welche von seinem Freunde, dem Grafen von Schlabberndorf gesagt worden sind: „Sein „ganzes Wesen und Betragen zeigte gleich den Mann, der offen und „gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, „nichts auf Nebenwegen herbeizuführen versucht, der keinerlei Ein„flüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine „Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten „Kundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die „Polizei, die mit dringenderen Sachen beschäftigt war, ließ ihn in „Ruhe.“ (V. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.)

Magdalene, die im Glücke niedergeschlagen und unthätig gewesen und im gewöhnlichen Leben ihren Hang zu lässiger Bequemlichkeit nie zu überwinden vermochte, entwickelte jetzt eine Kraft der Seele, die sie bis zum Heldenmuth begeisterte. Sie, ein zartes, schwaches Weib, die sich sonst selten von ihren weichen Polstern erhob, lief nun zu Fuß durch die kothigen Straßen von Paris, besuchte, tröstete, ermuthigte ihre verfolgten Freunde, drang selbst bis in die Gefängnisse und arbeitete an der Befreiung unschuldig Verhafteter. Sie wußte, daß ihr ungewöhnliches Erwachen und Treiben in Zürich bekannt und hier mißbilligend besprochen wurde. Allein sie setzte sich über alle Deutungen hinweg und folgte dem Trieb ihrer edlen Seele, die einen freien und hohen Aufschwung genommen hatte. Unterm 20. September 1793 schrieb sie an meinen Vater, der sie bereden wollte, über diese gefährliche Zeit sich bei ihm in Zürich aufzuhalten; „Man ist schreklich stürmisch diese „Woche. Ich weiss nicht was bald aus Allem wird. Wie es Gott „will, muss ich es auch wollen. Mein Mann und ich haben viel zu „laufen, vor Bekannte aus dem Gefängniss zu retten, aber ach, es „geschieht vieles umsonst: Dans ce moment cy arrive ce qui voudra, „je désire seulement que personne ne fasse pour moi ce que je „fais pour les autres. Je ne veux avoir d'obligations à personne, „hormis à quelques amis. Je répète à l'univers entier que je sais „souffrir et je souffre bien plus qu'on ne s'imagine.“

„Ach, wenn ich nur die Monciel retten kann. Aujourd'hui „on a decrété aller Emigranten Weiber in den Kerker. Ce matin „la cuisinière de Hettlinger*) vint fondre en larmes, disant que son „maitre vient d'être emprisonné. Il est malade et mourant. Elle „me conjure de courir pour elle, afin d'obtenir la permission d'aller „le soigner. Escher de Glattfelden*) m'a écrit de sa prison pour „me demander de l'argent, mais je ne donnerai rien à ce scélérat; „on n'a déja pas assez de jambes et d'intelligence pour suffire aux „secours des innocents.“ Dann klagt sie über das Geklatsch, dessen Gegenstand sie in Zürich sei und wie Offiziere des abgedankten Regimentes Steiner erst üble Gerüchte über Schweizer ausgestreut und ihm nun wieder geschmeichelt hätten, „parcequ'il leur a été de quelque utilité. „Ils ne devroient pas accepter des services d'un homme dont ils „pensent mal. J'aurai de la peine de m'habituer à ces petitesses; „j'aime mieux souffrir martire au milieu des grands caractères. A „Zurich on m'enfermeroit, car je dirais tout ce que ma conscience „me dicteroit; depuis le bourgmaître jusqu'au dernier crocheteur „ils entendroient des vérités bien dures. Babette ne feroit que des „satires, avec son crayon elle ecraseroit toutes les commères! — — „Man hat hier eine ganze Familie hingerichtet, darunter ein Mädchen „von achtzehn Jahren, schön wie der Tag. Et cette fille auroit pu „se sauver par son innocence, mais sa grande vertu la fit préférer „de mourir, et elle mourut pour son amie, ce qui n'a été sçu qu'apres „sa mort. Des traits de cette nature électrisent!“ Und dergleichen mehr.

---

*) Ueber Hettlinger's (des Direktors der Porzellanfabrik zu Sèvres) merkwürdige Schicksale und die liederliche Carrière des hier ebenfalls genannten Escher's (Sohn eines Pfarrers Escher zu Glattfelden), der endlich von einem Landjäger, gegen den er sich zur Wehre setzte, erschossen ward, gibt Heß interessante Notizen, die hier indeß wegen Mangel an Raum wegbleiben müssen. Zudem ist mir von zuverlässigster Seite ein Zweifel an der Richtigkeit mehrerer hier erwähnten, nicht gerade rühmlicher Erlebnisse Hettlinger's geäußert worden. P.

In ihrem heiligen Eifer fiel ihr sogar ein, an Robespierre, den sie verabscheute, zu schreiben. Sie, die sonst lieber gestorben wäre, als daß sie die Aufrichtigkeit ihres Gemüthes je verläugnet hätte, kitzelte nun mit einigen hochtönenden Phrasen die bekannte Eitelkeit des Tyrannen, um in der Folge sich an ihn wenden und seinen Tigerklauen unschuldige Opfer entreißen zu können. Ihr Versuch gelang. Der fürchterliche Mann übersandte ihr durch einen seiner Spießgesellen die rothe Mütze als ein Unterpfand seiner Huld und ließ sie seines mächtigen Schutzes versichern. Diesen benutzte sie mit kluger Vorsicht zu wohlthätigen Zwecken, wußte sich Pässe für Verfolgte zu erbetteln oder zu erkaufen und hat vielen Freunden und Bekannten, unter Andern auch dem Chevalier de Pougens, aus der Klemme geholfen. Da sie aber, bei so eifriger und edler Thätigkeit, sich dennoch nie ganz sicher glaubte und im Fall einer Anklage mit Würde enden wollte, begab sie sich einst in tiefer nächtlicher Stille, von einer einzigen Magd begleitet, auf den Grèveplatz und zählte die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn sie einmal das Blutgerüst besteigen und ihr Leben auf demselben beschließen sollte.

Gegen Ende des Jahres 1793 standen alle größern nnd kleinern Völker Europas unter den Waffen; die einen bereits mit der französischen Republik im Kriege, die andern auf dem Punkte, loszuschlagen. Nur die schweizerische Eidgenossenschaft allein blieb ihrem Staatsgrundsatz, sich nicht in fremde Händel zu mischen, getreu und verhielt sich, zumal auch im Gefühl ihrer Schwäche, neutral und leidend.

Diese Neutralität kam den französischen Machthabern wohl zu statten und wenn sie auch damals schon ganz Europa trotzten, und eine Sprache führten, wie solche zuvor in diplomatischen Verhandlungen nie gehört worden, so beobachteten sie doch gegen die Eidgenossen eine Art von Schonung, die hinlänglich zeigte, welchen Werth sie darauf setzten,

durch den Begriff der Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, von dieser Seite wenigstens vor Angriffen größerer Mächte geschützt zu sein.

Inzwischen war ihnen aber durch ihre überall verbreiteten Kundschafter bekannt, wie Europa's Höfe die Eidgenossenschaft mit in ihre Verbindung gegen Frankreich hineinzuziehen bemüht waren, welche Erbitterung über den Mord der Schweizergarde in vielen Gegenden herrschte und wie die Regierungen aller aristokratischen Kantone, mit mehr oder minder Oeffentlichkeit, ihren Abscheu gegen die französische Revolution und gegen die Hinrichtung Ludwig XVI. ausgesprochen hatten. Sie wußten, wie in Graubünden, an der wichtigen Grenze gegen Italien, eine einflußreiche Parthei ihnen entgegen und östreichischer Einwirkung bereitwillig stand. Durch den Vorschub derselben war Semonville angehalten und ausgeliefert worden. Sie wußten aber auch, daß daselbst die mit jener gespannte sogenannte Parthei des Volkes nur auf Winke und Unterstützung von Außen harrete, um die östreichisch gesinnte thatsächlich anzugreifen und zu verdrängen und wie überhaupt in der ganzen Schweiz die Meinungen in diesem Zeitpunkt und über eine Sache getheilt waren, deren Natur keine Partheilosigkeit zuließ, und wo die Einen, je nach ihren Verhältnissen oder Leidenschaften, die französischen Grundsätze eben so eifrig vertheidigten, als Andere dieselben in die tiefste Hölle verwünschten.

Bei so bewandten Umständen fand der Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) für rathsam, einen vertrauten Mann nach der Schweiz zu senden, welcher, mit außerordentlichen Vollmachten versehen und unabhängig von dem daselbst anerkannten Botschafter Barthelemy, den öffentlichen Geist beobachten, nach Maßgabe der Gelegenheit unterhandeln, die Regierungen in den Grundsätzen der Neutralität bestärken, das Volk zu Gunsten der Franzosen stimmen, vorzüglich aber den gefürchteten Einfluß beseitigen sollte, welchen die von dem Minister Ulisses von Salis angeführte Parthei in Graubünden ausübte. Und der Mann, der zu solchen Zwecken ausgewählt und mit dieser Mission beauftragt wurde, als Barthelemy nach der Schweiz gesandt ward,

dieser Mann, der eigentlich zum Werkzeug der revolutionären Propaganda dienen sollte, war Schweizer.

In wie fern vorläufig über diesen Gegenstand berathen worden; ob er vielleicht die Gelegenheit benutzen wollte, jener Parthei in Graubünden, welche ihm bei Bansis Vertheidigung so wenig Achtung bezeigt hatte, nunmehr seine Wichtigkeit fühlbar zu machen; ob er sich selbst zu dieser Mission angeboten, oder aber, in der Ueberzeugung, er müsse sich damit befassen, wenn er, der durch so mannigfaltige Verhältnisse noch an Frankreich gefesselt war, diese durch Ablehnung nicht gefährden wolle, oder gar wegen ökonomischer Bedrängniß sich willig finden ließ, würde schwerlich genau zu entscheiden sein. Genug, er übernahm diesen schwierigen Auftrag, wahrscheinlich ohne noch genau einzusehen, wie sehr er sich dadurch in seinem Vaterlande verfänglich machen würde.

Er ließ seine Ankunft durch Magdalene meinem Vater vorläufig ankünden und schrieb ihm dann selbst noch unterwegs folgenden merkwürdigen Brief, der mit dem Wappen der französischen Republik versiegelt war. „Mr. J'ay eu l'honneur de vous écrire depuis Paris „par la main de votre niéce, que je viendrai en Suisse chargé d'une „mission du gouvernement françois. Permettez que j'ajoute d'ici „l'observation suivante: Que je ne viens point autrement à Zurich, „que pour y passer, mais que ma destination est pour une contrée „lointaine, ou l'ambassadeur ne peut point se porter en personne, „et ou il est nécessaire d'avoir et pour la langue et d'autres rapports „un homme national. Je vous demande la graçe de vous expliquer „ainsi envers les personnes qui pourroient vous parler de ma „mission, car j'oserai toujours être confiant avec vous; quoique „j'ose traiter toute chose qu'il me plaira et demander „ou je veus, il me convient et il est de décence même que je „menage l'amour-propre raisonnable de Mr. Barthelemy que j'aime „et que j'honore. J'écris une pareille lettre à mon ami Mr. S. et „quelque chose de semblable aussi à Diggelmann."

„Si vous avez quelque chose à me dire qu'il soit nécessaire „que je sache avant mon arrivée ayez la bonté de m'écrire sous le „couvert de Mr. Barthelemy chez lequel je me rendrai vers la fin „de la semaine."

„Je suis accompagné de mon ami Jeanneret. Je suis etc."

Vaumarcus, 30 Novb. 1793.

Schweizer.

„Je ne prendrai que le titre modeste d'agent."

Jeanneret benutzte wahrscheinlich die gute Gelegenheit, auf Unkosten der französischen Regierung nach der Schweiz zu reisen, woselbst er Geschäfte haben mochte, vielleicht bei seinen Anverwandten gut Wetter zu machen hatte und begleitete also seinen Freund, blieb aber in Vaumarcus zurück.

Es ist noch ein Tagebuch vorhanden, dessen Anfang einen tiefen Blick in Schweizers Seele gestattet. Es heißt daselbst:

Nangis, den 22. November 1793.

„Mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Haupt entfuhren Freund „Jeanneret und ich dem waffenvollen Paris. Vorn auf unser's Wagen's „Himmel wehte ein dreifarbiger Wimpel. Welch' Spiel des Zufall's „ist der Menschen Schicksal, oder vielmehr wie lohnt sich oft spät „Beharrlichkeit in reinem Eifer und Redlichkeit: denn mir, welchem „als Zürichs sorgenvollstem Bürger nicht ein Platz „(ohne Niedrigkeit) im Kreise der Väter werden konnte, „dessen Pedanten lächelten und Aristokraten spotteten; mir ist nun die „Ehre geworden, für der Republiken größte eine Thätigkeit ohne „Zwang ekler Formen zu verwenden und Pläne zu versuchen, wie ich „mir sie am schönsten unter meiner Reblaube am Hirschengraben dachte, „wenn die Rathsglocke nur für steife Kragen baumelte „und mein treuer Bürgersinn Schwärmerei hieß."

Der gute Schweizer meinte wirklich Großes bewirken zu können, allein er hatte sich auch hier wieder getäuscht.

Seine Ankunft und die Zwecke seiner Sendung waren so schnell bekannt geworden und es entstand darüber eine solche Spannung, daß der englische Gesandte, Lord Fitzgerald, von Bern aus nach Zürich, als den Vorort, eine heftige Note schrieb, um die Regierung vor den Umtrieben eines neuen Agenten der Jakobiner zu warnen und worin er die Hoffnung aussprach, die wackern Schweizer würden sich doch nicht mit einem Banditenvolke, wie die Franzosen, in freundschaftliche Verhältnisse einlassen wollen.

Der Gesandte Barthelemy, dessen „amour-propre raisonnable“ wahrscheinlich durch den Umstand verletzt worden war, daß neben ihm ein anderer und außerordentlicher Botschafter mit wichtigen Aufträgen erscheinen sollte, der vielleicht seine eignen Verhandlungen untersuchen, bekritteln, sogar durchkreuzen könnte, war nicht besonders günstig für Schweizer gestimmt, und nannte denselben scherzweise nur „son Excellence Mr. Schweizer.“

Der alte ehrwürdige Schultheiß Steiger von Bern, ein ebenso feiner als kräftiger Staatsmann, der die Franzosen verabscheute, dagegen dem System des englischen Kabinets mit Leib und Seele zugethan war und bei welchem Schweizer zuerst anklopfte, empfieng ihn wie einen Knaben, bezeugte ihm seine Verwunderung, daß er, als ein Eidgenosse, sich zum Werkzeug einer fremden Faktion gegen die Ruhe der Schweiz gebrauchen lasse und lehnte alle seine Anträge so beharrlich und mit so bittern Bemerkungen ab, daß Schweizer statt zu unterhandeln, sich nur vertheidigen und darthun mußte, wie er, in Folge seines langen Aufenthaltes in Frankreich und des daselbst genossenen Schutzes, seinen Auftrag um so weniger habe ablehnen dürfen, als derselbe in den Händen eines minder aufrichtigen Vaterlandsfreundes der Schweiz hätte gefährlich werden können und durch die ruhigen aber unerschütterlichen Einwendungen des Schultheißen so stark in die Enge getrieben wurde, daß er am Ende bald genöthigt worden wäre, die geheimen und unumschränkten Vollmachten, mit welchen er für den Nothfall versehen

war, zu entfalten, um nur nicht als ein untergeordneter und zweideutiger Ränkeschmied verächtlich fortgeschickt zu werden.

Wenn er in Bern so wenig auszurichten vermochte, so wurde er in seiner Vaterstadt nicht minder abschreckend empfangen.

Bevor er noch hier eintraf, hatte der geheime Rath sich bereits seinetwegen versammelt und ausgemacht, ein Bürger von Zürich handle seinem theuren Eid und seinen Pflichten zuwider, sobald er sich als Unterhändler einer fremden Macht gegen sein Vaterland gebrauchen lasse; man dürfe ihn also gar nicht abhören und müsse ihn kurzweg abweisen. Man sei auf keinen Fall verbunden, mit einem andern, als mit dem anerkannten und bevollmächtigten Gesandten Barthelemy, der allgemein geschätzt war, einzutreten.

Mein Vatter hatte Schweizer die Wohnung in seinem Haus auf dem Lande angeboten, ihm aber zugleich berichtet, welche Stimmung gegen ihn vorherrsche, und ihm wohlmeinend gerathen, sich keine öffentliche Rüge zuzuziehen. Schweizer rückte daher ohne Aufsehen ein und vermochte sich, nach vielen vergeblichen Schritten, am Ende bloß eine Privataudienz bei den Standeshäuptern auszumitteln, bei welcher ihm nicht gestattet war, irgend einen diplomatischen Charakter geltend zu machen und wo er nur als ein zufällig durchreisender Landsmann über die neuesten Ereignisse in Paris vernommen, zugleich aber mit ernsten Winken in seine Stellung als Bürger von Zürich zurückgewiesen wurde.

Von vielen seiner frühern Bekannten ward er lau, mitunter sogar geringschätzig und nur von seinen vertrautesten Freunden mit der alten Liebe behandelt. Die Besten unter den Letztern mußten ihn als einen Verirrten betrachten, der früher oder später wieder zur Erkenntniß gelangen würde. Er lebte daher sehr eingezogen und scheute sich gewissermaßen vor seinen Mitbürgern aufzutreten Es gereicht aber seinem Herzen zur Ehre, daß er, der sich eines ganz andern Empfangs geschmeichelt hatte, keine Rache in einem Augenblick dafür ausübte, wo solche vielleicht in seiner Willkür gestanden wäre.

Schweizer richtete nun sein Hauptaugenmerk auf Graubünden. Er hatte sich dort einigen Freunden, die ihm persönlich wohl wollten, ohne seine politischen Ansichten zu theilen, als einen französischen Agenten angekündigt, der beauftragt sei, über die Pensionen der abgedankten Schweizersoldaten zu unterhandeln. Diese Freunde trugen Bedenken, sich mit ihm einzulassen, bevor sie darüber die Meinung des Gesandten Barthelemy eingeholt. Nun aber lautete die Antwort desselben so wenig vortheilhaft für Schweizer, daß die Freunde ihm abriethen, sich nach Bünden zu begeben, wo der österreichische Botschafter seine Gegenwart schwerlich dulden würde. Dem ungeachtet reiste er am 29. Dezember (1793) von Zürich ab, kam aber nicht weiter als bis nach Sargans. Der General von Salis-Marschlins, welcher sich damals in Zürich aufhielt, hatte bereits seinen Bruder, den Minister Ulisses, von Schweizers Ankunft unterrichtet und es waren solche Maßregeln vorbereitet, daß Eilboten von Bansi und andern Bündtnerpatrioten Schweizer entgegenkamen und ihn beschworen, nicht weiter zu reisen, indem er, auf bündnerischem Boden angelangt, Gefahr laufe, wie Semonville aufgehoben und ausgeliefert, oder sonst mißhandelt, vielleicht gar auf irgend einem einsamen Gebirgspaß in einen Abgrund gestürzt zu werden.

Schweizer mußte also auch von da unverrichteter Dinge abziehen und sah sich auf jedem Schritt beobachtet und gehemmt. Nun reiste er noch in die Gegend von Neuenburg und kam dann im März wieder nach Zürich zu meinem Vater, wo er den Leuten nicht so häufig in die Augen fiel. In der Stadt wurde er nicht gerne gesehen und man wünschte, er möchte, gefährlicher scheinend, als er es im Grunde war, sich bald wieder dahin zurückbegeben, von wannen er gekommen. Im April regten sich die Bündnerpatrioten, allgemeine Gährung brach auf einem außerordentlichen Landtag gegen die östreichische Parthei aus; die französisch gesinnte gewann die Oberhand; der Minister von Salis hinwieder, nun auch seines Lebens nicht mehr sicher, wurde genöthigt, sich mit seiner Familie nach Zürich zu flüchten, ein Strafgericht ward

niedergesetzt, das seine Umtriebe untersuchen und beurtheilen sollte; alle östreichisch gesinnten Mitglieder der Regierung wurden ihrer Stellen entsetzt und mit Buße belegt.

Diese Ereignisse wurden allgemein und mißbilligend Schweizers Einfluß zugeschrieben; höchst wahrscheinlich aber mit Unrecht; denn es war einer jener Aufwiegler, die Schweizer verabscheute, ein abgedankter Unteroffizier vom Regiment von Chateauvieux, der auf jenem außerordentlichen Landtag in Chur, terroristische Maßregeln gegen die östreichische Parthei auf die Bahn gebracht und durchgesetzt hatte und was auch seine Instruktionen mögen enthalten haben, so hätte sich Schweizer nie erniedrigt, einen solchen Menschen für dergleichen Gewaltthaten zu brauchen. Indessen mag doch die Anwesenheit eines Agenten des Wohlfahrtsausschusses in so geringer Entfernung bekannt geworden sein, und den aufgeregten Bündnern Muth eingeflößt haben, ihre Revolution mit destoweniger Schonung durchzusetzen. Es lassen sich darüber nur Muthmaßungen aufstellen. Alle Papiere, die Schweizers damalige Verhältnisse betrafen, sind in einer versiegelten Kiste von Eisenblech in Zürich zurückgeblieben und nach seinem Tode von seiner Gattin als unnütz vernichtet worden. Ich hätte dieselben vielleicht erhalten können und bereue nun zu spät, sie nicht zu meinen Handen genommen zu haben, da sie, als historisches Material, anziehende Aufschlüsse über die geheime Geschichte jener verhängnißvollen Zeit hätten geben können.

Aller Hindernisse ungeachtet, arbeitete Schweizer dennoch immer emsig, sogar zuweilen ganze Nächte durch mit einem Sekretär, erhielt öfters Staffeten von dem Wohlfahrtsausschuß, war von dem, was in Paris vorging, sowie von allen Bewegungen der Armeen genau unterrichtet, begab sich zuweilen nach Baden, wo der Gesandte Barthelemy wohnte, trieb sich sonst in der Gegend herum und machte dazwischen Verse. Sein Tagebuch, in welchem aber durchaus nichts von politischen Angelegenheiten vorkommt, ist beinahe ganz in flüchtigen Jamben geschrieben und enthält viele Spuren der Eindrücke, die sein bewegtes Gemüth von den heimischen Umgebungen erhielt. Ueberall blickt die

Liebe zum Vaterlande daraus hervor. Wehmüthig riß er sich von demselben los, wie nachgerade seine Anwesenheit ganz überflüssig zu werden schien. Er hatte als Diplomatiker nichts ausgerichtet, da er von keiner Regierungsbehörde anerkannt wurde und wäre deßwegen vielleicht einer scharfen Untersuchung ausgesetzt gewesen, wenn er zum Glück nicht eine Einladung für andere Geschäfte erhalten hätte. Unschlüssig, ob er dieselben übernehmen wolle, verließ er am 3. Juli 1794 seine Vaterstadt, die er nachher nie mehr betrat, um nach Paris zurückzukehren.

In Basel traf er mit Jeanneret wieder zusammen. Hier aber wartete auf Beide auch Bremond, der an den Grenzen herumstreifte, und nun die Gelegenheit benutzte, jene im August 1792 im Stich gelassenen 5000 Louisdors nebst den Zinsen zurückzufordern. Es gab eine heftige Szene. Jeanneret, der die Summe verschleudert hatte, bezeigte sich trotzig, wie immer, wenn er sich im Unrecht fühlte und Schweizer, der sich dieses Handels eigentlich gar nichts hätte annehmen sollen, gab Versprechungen auf eine bessere Zukunft in's Blaue hinein. Es wurde nichts abgeschlossen. Die beiden Freunde setzten ihre Reise fort und langten in Paris an, wo wenige Tage später Robespierre's Sturz erfolgte und wodurch Schweizer seiner diplomatischen Verantwortlichkeit größtentheils überhoben wurde.